

VERDIAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Auf glattem Boden. Novelle von Ida von Neuenburg-Barfelde. (Schluß.) — Tanzlust. Originalzeichnung von L. Tannert (mit Gedicht von R. Schmidt-Cabanis). — Wie es die Männer doch so gut haben. Von Helene Stödl. — Excellenz Schwiegermama. Novelle von Friedrich Friedrich. (Schluß.) — Beim Frühstück. Originalzeichnung von E. Meissel (mit Gedicht von B. B.). — Plaudereien. — Auflösung des Rebus Seite 376. — Correspondenz.

Inhalt der Extra-Beilage: Rebus. — Correspondenz. — Notizen. — Inhaltsverzeichnis des Jahrgangs 1876.

Auf glattem Boden.

Novelle von Ida von Neuenburg-Barfelde. (Schluß.)

Sechstes Kapitel.

Prinz Erich von Bielstein an Erna von Stein.

E. . . , den 5. Oct. 18. . .

Meine kleine, süße Brant! Wenn ich nur wüßte, was für ein Kummer in der letzten Zeit an meinem Mädchen nagte, ein Kummer, der es gewagt hat, sich in den runden, weichen Zügen ihres Kinderantlitzes fast heimlich zu machen, so daß der rechte Mundwinkel eine schier bedenkliche Neigung nach unten bekommen und der linke das anmuthige Geschäft des Lächelns auf eigene Hand betreiben muß?

Ich zerbreche mir schon seit vielen Wochen den Kopf, um herauszufinden, was der Grund Deines Kummers sein könnte. Geliebtes Herz! Nichte Deine Blicke vertrauensvoll auf die Zukunft. Siehst Du denn nicht, daß ich für uns zwei arbeiten will? Ich fühle einen Thurst, einen Wissensdrang in mir, daß mir jeder Tag vergeudet scheint, der noch verstreichen muß, ehe die alma mater ihre lechzenden Söhne an die Brust nimmt, d. h. ehe die Vorlesungen in der Aula begonnen haben.

Weißt Du, mein Schatz, was die beiden verschlungenen Buchstaben E. L. da oben in der linken Ecke dieses Briefbogens bedeuten? Nimm einmal Dein rebellisches kleines Herz zusammen und unterdrücke alle Anwandlungen zur Eifersucht, die sich etwa regen dürften, wenn ich Dir sage, daß sie „Emilia Liebreich“ bedeuten und daß ich unter Emilia's Dache weile, während ich auf Charlottes Brotmann's Sophasse und an Charlottens Tische schreibe.

Emilia und Charlotte sind unsere, vom Geheimrath Sartorius empfohlenen und von mir gut befundenen Hauswirthinnen. Die Villa Brotmann liegt vor dem Weidenthore, ist von Gärten und Bosquets umgeben und gilt für die beste „Bude“ am Ort, wie Major Stieglitz behauptet, mit dem ich mich übrigens täglich

mehr befreunde, und der seine Rolle als Begleiter wie ein Gentleman aufsaßt.

Wir werden hier gut aufgehoben sein. Es glänzt und blüht Alles von Sauberkeit und Accurateffe, und trotz ihrer

mancherlei Sonderbarkeiten flößen die kleinen Dämchen doch Respekt und Vertrauen ein.

Eine von Beiden, ich habe vergessen welche, hat auch in allen Nöthen ausmacht und für beide den geistlichen und weltlichen Rath abzugeben scheint. Sie sagen, daß kein Professor und kein Repetent die Weisheit dieses Bruders ermessen, noch an die Schärfe seines Urtheils, an seine Gewandtheit heranreichen könne.

Gestatte nicht, daß Bernhard das ihm geschenkte Vertrauen mißbrauche und daß er seine Rolle als verantwortlicher Beschützer und Vormund gar zu natürlich spielte. Ach was! Der Bernhard ist ein Juwel vom reinsten Wasser, ein Fels der Ehre! An dem rüttelt man ebenso wenig, wie an seinem großen Namensvetter in der Alpen. Ich weiß meiner Schatz in guter Hut.

Schreibe bald, mein Lieb, Deinem E.

Siebentes Kapitel.

Soweit die Macht des Erbprinzen reichte war die Hoffnung seines Bruders wol gerechtfertigt. Aber seinem Bate gegenüber war die Macht eine äußerst beschränkte und der gut edle Mensch hatte in seiner ruhig beobachtenden Weise bald die Quess von Erna's Trübsinn entdeckt.

Die Entdeckung hatt ihn sehr unglücklich gemacht, denn er wußt hier keinen Ausweg.

Das Verhältniß zwischen dem Herzog und seinem Thronerben war schon von der Kindheit des Prinzen an kein gutes gewesen. Es war, als könne der Herzog ihm nicht verzeihen, daß seine Geburt der heißgeliebte ersten Gattin das Leben gekostet hatte. Sein barisches Wesen, die Härte und Strenge seiner Maßregeln, welche stets die Zerstörung eines Wunsches, irgend eines Lieblingsplanes zur Folge hatten, erfüllten das Gemüth des Knaben mit unbezwinglicher Furcht. Er sah nur den unumschränkten Gebieter in ihm und der Glaube an sein Allmacht und Gewandtschaft wuchs mit ihm und wurde mit ihm groß. Noch als Jüngling war er von der Vorstellung befangen daß dem Staatsoberhaupt manches zustehe, manche



Tanzlust. Originalzeichnung von L. Tannert.

erlaubt sei, was bei dem Unterthanen als Sünde und Verbrechen zu ahnden sei. Die Scheu vor dem Vater war so vollständig mit ihm verwachsen, daß er sich ihrer auch als Mann nicht entschlagen konnte, obgleich ihm die Augen über die Mängel und mancherlei Schwächen desselben inzwischen aufgegangen waren. Die Entfernung und Kälte, die zwischen ihnen herrschte, wurde durch den Umstand, daß der Herzog jetzt dieselbe Scheu vor seinem Sohne empfand, wie dieser vor ihm, nicht gemildert. Er erblickte in dem ruhigen, wenig demonstrativen Sohne, der durch keinen Schein zu täuschen, durch keine Schmeichelei zu verlocken und dessen Urtheil nicht zu bestechen war, den unbequemen Beobachter und Kritiker seiner Handlungen und das Verhältnis war und blieb ein gespanntes.

Jetzt sah sich nun der arme Prinz zwischen den anerzogenen Respect vor dem Vater und die Pflicht gestellt, die in seine Obhut gegebene Braut des Bruders zu schützen, denn auch ohne Erna's Klage hatte er den wahren Sachverhalt längst errathen.

Es war ein grausamer Kampf, der sich ob dieses Zwiespalts in seiner Brust entspann. Aber Erna's Wangen wurden immer bleicher, ihre Blicke flegten immer deutlicher um Hilfe, es mußte Rath geschafft werden, ehe es zu einer Katastrophe gekommen war.

Er nahm sich vor, an seinen Bruder zu schreiben, dem Nichtsahnenden den Sachverhalt mitzutheilen und mit ihm zu berathen, wie es anzufangen sei, daß Erna das Schloß ohne Aufsehen verlasse.

Der Brief kostete ihm viel Mühe und Kopfschmerzen. Er wog und bemaß seine Worte wieder und immer wieder, um die Herbe des Eindrucks, um den tödtlichen Schmerz zu mildern, den seine Nachricht dem geliebten Bruder verursachen würde. Zugleich wollte er aber auch verhindern, daß derselbe in seinem gerechten Zorn über die beabsichtigte Zertrümmerung seines Götterbildes überreichte Schritte thue, die leicht sein ganzes Lebensglück zerstören und den Namen seiner Braut in den Mund der Leute bringen konnten.

Der Erbprinz hatte endlich Mittel und Wege gefunden, seinen Brief zu befördern, und drei Tage darnach erhielt er die Antwort des Bruders, welche nur aus folgenden Worten bestand:

„Ich komme selbst. Erwarte mich am vierten d. M. und bestelle mir Quartier bei Freund P...“

Am Vierten? Das war ja schon morgen! Hieß das nicht, die Sache überstürzen? Doch nein! Es war gut, daß er herüberkam, sie mußten zusammen überlegen — er und sein Bruder — was geschehen solle. Der Kernste! Was für eine Reise würde er haben! Was für Qualen mochten sein Herz zerfleischen!

Doch das Unglück reitet schnell, und alle Eile, welche der arme junge Mann anwenden mochte, um das Verhängniß, das über dem Haupte der Geliebten drohte, zu beschwören, war vergebens — er vermochte das Hereinbrechen desselben nicht mehr zu verhindern.

Erna hatte verschiedener banlicher Veränderungen wegen das gewöhnliche Hofdamenquartier verlassen und den sogenannten Kaiserpavillon beziehen müssen.

Bis jetzt war dieser Flügel stets nur von Herren bewohnt gewesen und es hatte große Summen verschlungen, um die inneren Räume so herzurichten, daß auch Damen sich behaglich in ihnen fühlen konnten und nichts von dem Comfort, von dem Luxus zu vermissen brauchten, den sie zu Hause verlassen haben mochten.

Der Herzog hatte es schon längst als eine Gêne empfunden — wie er seiner Gemahlin aneinandersezte — daß fürstliche Damen, die den Hof besuchten, schlechter logirt waren, als die Herren, und er hörte gern ihren Rath und widmete den von ihr entworfenen Plänen die eingehendste Beachtung, wenn sie — das lebhafteste Interesse an dem projectirten Umbau verrathend — allerlei Verbesserungen und Verschönerungen vorschlug. Die Herzogin hatte es sich von jeher zur Pflicht gemacht, den zeitweiligen Liebhabereien ihres Gemahls ihre volle Theilnahme zuzuwenden und sie entwickelte, als es jetzt an die Ausschmückung und Möblirung der neuen Räume ging, so viel Verständnis, einen so exquisiten Geschmack, daß der Herzog ihr die Detailausführung ganz überließ und nur gelegentlich die Einrichtung eines Salons durch Lieferung eines Kunstwerks, eines Bildes von einem der ersten Künstler damaliger Zeit oder einer Marmorgruppe von außerordentlichem Werthe vervollständigen ließ.

Bei der Ausstattung des Vondoirs schaltete er jedoch ganz nach eigenem Ermessen und auch die verschiedenen Schlafzimmer des Pavillons wurden mit einem Luxus ausgestattet, welcher Vielen übertrieben vorkommen wollte. Der Boden war mit Teppichen von einer Dicke, Weiche und Elasticität bedeckt, daß der Fuß wie in einem Parterre von Springfedern und Polsterwerk verankert. Die Wände waren mit denselben dunklen, schwerseidenen Stoff bekleidet, aus dem die Fenstervorhänge und die Draperie bestanden, welche das Bett verhüllten. In den Vondoirs befanden sich auch künstlich verfertigte, durch Federn bewegliche Thüren, mit escaliers derobés dahinter, welche der betreffenden Bewohnerin den Verkehr mit den über ihr einquartierten Dienerrinnen gestatteten.

Die Frau Herzogin stuzte zwar, als sie vernahm, daß Erna als die Erste die Wohnlichkeit der zum Feenpalast umgewandelten Räume prüfen sollte, und daß sie ausersuchen sei, etwaige Mängel und Lücken der Einrichtung zu rügen, aber der Herzog wußte seine Gemahlin durch eine geschickt erfundene Ausrede mit seinem Plane zu versöhnen, und sie fand sich um so eher mit der Thatsache ab, als sie in Erna halb und halb die künftige Gattin ihres Stiefsohnes erblickte.

Es mochte etwas über drei Monate her sein, daß Erna diese Räume bezogen hatte. Anfangs bedrückte, beengte sie der Luxus, der sie umgab, und sie hätte gern die Herzogin gebeten, dieses oder jenes besonders kostbare Stück fortnehmen zu lassen. Dann aber fiel ihr ein, daß sie ja nur zeitweilige Bewohnerin des Pavillons sei und daß es ungeschicklich und ungeschickt erscheinen würde, wollte sie irgend welche Veränderung in der kostbaren Einrichtung für sich beanspruchen.

Der Herzog suchte und fand jetzt häufiger Veranlassung,

Erna zu besuchen, denn je. Nominell galten diese Visiten seiner Schöpfung, dieser Wohnung und ihrer Ausstattung. Aber sein wirkliches Ziel trat immer unverholener zu Tage. Er meinte jetzt lange genug geschmachtet und genug gethan zu haben, das anspruchsvollste Wesen zu befriedigen, geschweige denn ein so einfach erzogenes Kind, wie Erna war, von seiner Liebe zu überzeugen. Ihre Zurückhaltung, ihre herbe Verschlossenheit entzückte ihn mehr, als ein schrankenloses Entgegenkommen es gethan haben würde. Es war schon zum Entzücken gewesen, wie sie bei einer leise gewagten Annäherung seinerseits gezittert, wie der kleine halbgeöffnete Mund kurze Athemzüge der Angst ausgestoßen hatte.

Die heutige Vorstellung im Hoftheater hatte sich weit über die gewöhnliche Dauer des üblichen dreiactigen Lustspiels erstreckt. Der Thee war in dem Saale, der sich hinter der herzoglichen Loge befand, eingenommen und Erna durfte sich für heute bei den höchsten Herrschaften verabschieden — es gab keinen Dienst mehr für sie zu verrichten.

Im Hinausgehen aus dem Theater hatte sie dem Erbprinzen in gewohnter Weise herzlich die Hände geschüttelt und ihm zugleich ein Billet zwischen die Finger geschoben, in welchem sie ihn gebeten, sie morgen im Laufe des Vormittags zu besuchen.

„Ich habe Ihnen eine Enthüllung peinlicher Art zu machen,“ schrieb sie, „von der ich weiß, daß sie Ihnen großen Schmerz bereiten wird. Dennoch darf ich die Mittheilung nicht länger verschieben. Ich bitte Sie, kommen Sie morgen früh zu mir und ertheilen Sie mir Ihren Rath, leihen Sie mir Ihren Beistand. Erich hat mich ja an Sie verwiesen, wenn ich in Noth und Ungewißheit schweben sollte. Und jetzt hängt meine Ruhe und meine Ehre, sein und mein Glück davon ab, daß Sie kommen, mir rathen und mich aus großer Gefahr befreien, meine eigene Kraft reicht nicht mehr aus.“

Erstschöpft und erregt zugleich, betrat sie ihr, von mattem Ampelllicht erhelltes Schlafzimmer. Sie preßte die Hand auf den Knopf der Schelle, um Minette herbeizurufen, denn sie wünschte so schnell wie möglich ihr Lager aufsuchen und im Schlaf Vergessenheit für ihre beunruhigenden Gedanken finden zu können.

Niemand erschien.

War Minette eingeschlafen? Ungeduldig berührte sie den Knopf zum zweiten Mal, aber mit nicht besserem Erfolg.

Zu Gedanken verloren, hatte sie angefangen, sich selbst zu entkleiden. Der leichte, seidengefütterte Cachemir mantel, den sie im Wagen getragen, war auf die Erde geglitten; jetzt hatte sie auch das duftige Mullkleid abgestreift und war in das Feignoir geschlüpft, das mit ihren Nachtleidern vor dem lustig flackernden Kaminfeuer ausgebreitet hing.

Dann nahm sie vor dem Toiletenspiegel Platz und begann die weißen Akazienblüthen aus dem Haar zu lösen, welche sie im Theater getragen hatte. Wahrlich, Minette mußte einen festen Schlaf haben, daß sie das wiederholte Schellen nicht vernommen!

Es blieb nichts anderes übrig, sie mußte sich ohne den Beistand der Jungfer die Haare büsten und ihre Nachtoilette ohne sie vollenden. Sie löste den Knoten ihres Haars, und in goldenen Wellen ergoß sich die Fülle desselben über ihre Schulter, den Rücken hinab bis auf den Teppich, während die züngelnde Flamme des Kaminfeuers allerlei rothe Lichter darauf streute und mit goldigen Flimmern befüete.

In diesem Augenblicke wurde die Thür, welche nach der kleinen, mit Minettes Zimmer in Verbindung stehenden Treppe führte, leise geöffnet.

„Ich glaube, Sie wären fest eingeschlafen, Minette; ich habe Sie nicht mehr erwartet,“ sagte das Fräulein, welches den Kopf seitwärts gebogen hielt, um die Fülle des Haars besser zusammenfassen und besser mit der Bürste bearbeiten zu können.

Es erfolgte keine Antwort. Aber plötzlich hörte Erna dicht neben sich laute Athemzüge, während die Wolken eines Parfüms sich um sie verbreiteten, den sie kannte, von dem sie sich im ersten Augenblicke aber nur bewußt ward, daß er peinliche Erinnerungen in ihr weckte.

Erstrocken wandte sie das Haupt und fuhr mit einem jähen Ausschrei des Entsetzens von ihrem Stuhle empor, als sie in das Antlitz des Herzogs blickte.

In dem ersten, wahnsinnigen Schrecken und in dem Bewußtsein des Abgeschnittenseins von aller Hilfe, preßte sie die Massen ihres Haars, wie sie es eben noch gehalten, mit beiden Händen vor das Angesicht.

„Ich bedaure, Ihnen durch mein Erscheinen einen so heftigen Schrecken verursacht zu haben, liebe Erna,“ sagte der Herzog, während er sich bemühte, seine Stimme zur Ruhe zu zwingen.

Er stand jetzt ganz dicht vor ihr und machte Miene, ihr die Hände von dem Gesicht wegzuziehen. Aber kaum fühlte sich Erna von ihm berührt, als Empörung über solch unwürdiges Benehmen ihre ganze Seele erfüllte und jedes Gefühl der Angst um ihre Sicherheit überwog. Mit einem Ruck befreite sie ihre Rechte aus seinem Griff und im nächsten Augenblicke wurde die fürstliche Wange von einem Schläge getroffen, der ihn wenigstens über die Gefühle, mit denen seine Annäherung aufgenommen wurde, hinlänglich erleuchten mußte.

Während sprang er zurück, und eine Sekunde lang maßen sich beide mit Blicken, von denen es schwer zu sagen gewesen wäre, wo es am heftigsten loderte. Er war bleich wie der Tod geworden, aber endlich schien doch ein böser Entschluß in ihm gereift zu sein, denn mit einem unheimlichen, fast teuflischen Lächeln auf den zuckenden Lippen nahte er sich seinem Opfer, gerade als Erna, von einem Geräusch im Hintergrunde des Zimmers aufmerksam gemacht, nach dem Haupteingange blickte, auf dessen Schwelle eben die Herzogin erschienen war, während das Haupt der Bratenwender im Nebenzimmer sichtbar wurde.

Wie ein Gedanke flog jetzt Erna an ihrem Verfolger vorüber auf die Herzogin zu, deren Kniee sie zu umfassen, deren Hände sie zu ergreifen trachtete, denn bei ihr mußte sie ja Schutz finden, sie war ja ein Weib, sie war ja Erich's Mutter!

Aber kalt und stolz trat die Herzogin einen Schritt zurück. „Ich bin keine freiwillige Mitspielerin in dieser Comödie, Fräulein von Stein,“ sagte sie endlich, und ein schneidender Hohn sprach aus ihrer Stimme sowohl wie aus ihrer Miene. „Ich bin nur gekommen, Ihnen zu sagen, daß Sie dies Haus morgen zu verlassen haben; Ihr Kammermädchen packt bereits Ihre Koffer.“

Dann, sich an ihren Gemahl wendend, der mit seitwärts gefehrtem Angesicht dastand, an der Unterlippe nagend, die Hand auf den Toiletentisch des Fräuleins gestützt, die Spitze seines Fußes in den Teppich bohrend, während Zorn, Enttäuschung, Scham und, wer weiß, vielleicht auch Reue, in seinen Zügen um die Herrschaft kämpften, sagte sie leise und mit einer Stimme, die von innerem Schluchzen durchzittert wurde:

„Wirst Du mit mir gehen und mir diesen höchst befremdenden Auftritt erklären?“

Während fuhr ihr Gemahl herum.

„Befremdend? Für wen? Für Dich vielleicht, die das Haus mit ihren Spionen bevölkert und das Thun und Treiben jedes Familiengliedes von bezahlten Creaturen beobachten läßt? Wie darfst Du Dir herausnehmen, hier von Entlassung und Verabschiedung zu reden? Hier hat Niemand zu entlassen und Niemand zu verabschieden als ich, und Du kommst von Glück sagen, wenn ich meine Befugniß nicht auf Dich ausdehne!“

Nach diesen Worten schritt er, froh, den Kampf auf das feindliche Gebiet hinübergespielt zu haben, zwar sehr bleich, aber aufgerichteten Hauptes und mit zorniger Miene der Thüre zu. Aber ehe er die Schwelle überschritten hatte, legte sich ihm die Hand seiner Gattin schwer und bedenklich auf die Schulter.

„Diese da, oder ich!“ sagte sie, auf Erna deutend, langsam und fest. „Eine von uns Beiden muß das Haus verlassen. Die Mutter Deiner Kinder kann nicht mit Dieser unter einem Dache weilen.“

„Geht Beide zum Teufel!“ antwortete der Herzog, seinen Arm losreisend und dem Ausgange zustürzend.

Achtes Kapitel.

Der Herzog hatte sein Zimmer erst nach Mitternacht betreten und war stundenlang in demselben auf und ab gewandert, ehe er endlich sein Lager aufgesucht hatte. „Vollständig angekleidet,“ wie Imloth, der alte Kammerdiener seiner Hoheit ausagte. „Denn die Nachkleider fand ich unberührt im Ankleidezimmer und die Thür zwischen diesem und dem Schlafzimmer ist noch bis auf diesen Augenblick verriegelt, obgleich es jetzt bereits auf Mittag geht.“

Die Herzogin lag, ohne sich zu rühren, in einem starrkrampfartigen Zustande ebenfalls zu Bett und wurde von der Bratenwender gepflegt, welche abwechselnd die Tropfen der krampfstillenden Medicin abmaßte, die der völlig im Dunkeln tappende, von Neugierde verzehrte Leibarzt auf's Gerabewohl verschrieben hatte und den Bericht der Hofdamenjungfer anhörte, welche von Zeit zu Zeit mit der Nachricht im Vorzimmer erschien, daß noch immer keine Spur von dem Fräulein von Stein aufgefunden sei und daß die ausgesandten Boten, einer nach dem anderen, unverrichteter Sache zurückkehrten.

Erna war wirklich verschwunden.

Niemand wußte zu sagen, wann und auf welche Weise sie aus dem Schlosse entkommen war. Die Herzogin und ihre Kammerfrau hatten sie auf dem Boden knieend, das Haupt in die Kissen eines Divans vergraben, so, wie sie während der heftigen Scene zwischen den beiden Gatten gelegen, verlassen. Die Herzogin war von der grauenhaften Anklage ihres Gemahls zu tief erschüttert gewesen, um der Verachtung Ausdruck geben zu können, welche sie gegen „die Heuchlerin, die Kofette“, wie sie Erna in ihrem Herzen bezeichnete, erfüllte. Sie hatte sie sich selbst und ihrem Gewissen überlassen.

Wo aber konnte sie nun eine Zuflucht gefunden haben? Verwandte oder nahe Freunde besaß sie nicht. Zu wem konnte sie gegangen sein?

Gegen Abend ließ sich, zur großen Erleichterung und Freude der Bratenwender, Prinz Erich bei seiner Mutter melden. Wenn irgend etwas im Stande war, das erschütterte Nervensystem der heimgekehrten Frau zu beruhigen, ihre Lebensgeister zu wecken, so war es die Gegenwart dieses geliebten Sohnes. Und die Berechnung der Kammerfrau erwies sich als vollkommen richtig. Kaum war der Prinz an das Bett seiner Mutter getreten, kaum fühlte sie die Berührung seiner Hand, welche sich kühl und leicht auf ihre Stirn gelegt hatte, so schlug sie die Augen auf und ein Strom von Thränen erleichterte das übervolle Herz.

Es war ein großes Opfer, das der Prinz seiner Mutter gebracht, als er, die fürchterliche Spannung, die Ungewißheit und Sorge, von der er um das Schicksal der Geliebten gefoltert wurde, in sich verschließend, an das Bett der Mutter geeilt war, um hier seiner Sohnespflicht zu genügen. Mit großer Anstrengung vermochte er es über sich, äußerlich ruhig und theilnehmend dazusitzen, obwohl es ihn gewaltig von dannen trieb, die Spur der verschwundenen Geliebten zu verfolgen.

Es war ihm bis jetzt unmöglich gewesen, einen zuverlässigen, glaubwürdigen Bericht von den Vorgängen der letzten Nacht zu erhalten. Er verschloß sein Ohr gewaltig gegen alle die Gerüchte und Vermuthungen, die wie Pilze aus dem Boden, aus der Phantasie der Leute und ihrer Luft am Klatsche emporstiegen. Das Billet, welches Bernhard Abends zuvor im Theater von Erna erhalten, gab in Betreff des Zufluchtsortes, den sie gewählt haben konnte, keinen Anhaltspunkt; es war ja vor der Katastrophe geschrieben, deren Nahen sie offenbar gefühlt, deren Ausbruch sie aber nicht im Stande gewesen war, zu verhindern.

Während Prinz Erich zur Unthätigkeit verdammt, am Bett seiner Mutter weilt, war es dem Erbprinzen, der seine Nachforschungen unermüdet fortsetzte, gelungen, auszuundschaften, daß eine junge, tiefverschleierte Dame, welche der Beschreibung so ziemlich entspreche, ohne Gepäck, in einer Droschke auf dem Bahnhofe eingetroffen und mit dem Nachtzuge abgereist sei. Ihr Billet hatte sie bis E... genommen.

So war sie also höchst wahrscheinlich nach E... zu ihm, geflüchtet. Ein paar, mit Bleistift geschriebene Worte hatten den Prinzen von der Vermuthung seines Bruders in Kenntniß gesetzt. In seiner Antwort bat Erich den Erbprinzen, womöglich, statt seiner nach E... zu reisen, wenn Erna dort zu finden. Er bat, er beschwor den Bruder, wenn er sie gefunden, Alles anzubieten, was in seiner Macht liege, um sie zu trösten und sie in E... zu fesseln, bis er selbst dort eintreffe.

Der Herzog hielt sich noch immer eingeschlossen. Er hatte fast keine Nahrung zu sich genommen und ließ Niemanden vor sich. Gegen Abend drang das Gerücht in das Krankenzimmer der Herzogin, daß der Staatsrath auf morgen zusammenberufen sei. — Zu welchem Zwecke? Das wußte Niemand zu sagen.

War es denkbar, daß der Herzog seine Drohung wahr machen und die Scheidung von seiner Gemahlin einleiten wollte?

Am folgenden Morgen hatte die Herzogin sich so weit erholt, daß sie wenigstens im Zusammenhange sprechen konnte, aber Erich wagte nicht, ihr die bevorstehende Versammlung des Staatsraths zu verkünden. Die Besprechung seiner eigenen Angelegenheit diente schon dazu, sie im höchsten Grade aufzuregen, da er nicht zugeben wollte, daß auch nur der Schatten eines Verdachts auf Erna geworfen wurde. Er verteidigte sie ritterlich und entwickelte eine Beredsamkeit in ihrem Interesse, die seine Mutter noch nicht an ihm gekannt hatte.

Aber sie war zu tief von der Gerechtigkeit ihrer Anklage, ihres Verdachts durchdrungen. Ihre Abneigung, ihr Haß gegen Erna hatte zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß sie im Stande gewesen wäre, den Gründen ihres Sohnes viel Gewicht beizumessen. Sie blieb dabei, an ein Einverständnis, an ein kokettes Spiel mit ihrem Gemahl zu glauben und selbst das Billet, das sie vor der Katastrophe an den Erbprinzen geschrieben haben sollte, galt ihr nur als ein Beweis mehr von der Schlaueit und jesuitischen Gewandtheit der jungen Dame. Wenn ihr Plan mit dem Herzog gelang, so compromittirte sie das Billet ja weiter nicht und konnte immer als Entlastungsbeweis gelten, wenn sie entdeckt wurde.

Mitten in ihren Streit fiel die Nachricht, daß der Herzog dem Staatsrath seine Absicht verkündet habe, „eine größere Reise zur Herstellung seiner Gesundheit,“ wie es in dem Bilet seiner Courier ausgedrückt war, anzutreten.

Als ein Brief des Erbprinzen seinem Bruder meldete, daß er Erna wirklich in C... gefunden und daß sie ihn Beide dort erwarten würden, hielt es ihn nicht mehr in Bielstein. Seine Mutter war jetzt so weit hergestellt, daß er sie ohne ernste Besorgniß verlassen durfte. Es war ihm freilich nicht gelungen, sie günstiger für Erna zu stimmen, und so herrschte bei dem Lebewohl, welches sie sich sagten, ein Zwang und eine Kälte, welche beider Herzen gar schwer bedrückte.

Erich's ganze Seele war jedoch mit dem Wille der verfolgten, gequälten, verkommenen Geliebten erfüllt, daß der Einfluß der Vermittlung, welche beim Abschiede von der Mutter geherrschte, sich nicht allzulange geltend bei ihm machte. Zu ihr, zu ihr! so jauchzte, so jubelte es in ihm. Es lag ein unbeschreibliches Wohlgefühl, eine nie gekannte Seligkeit für ihn in dem Bewußtsein, daß Erna sich zu ihm geflüchtet, daß sie von ihm Rath und Weisung in ihrer Bedrängniß erwartete hatte.

„Ich komme, Erna, ich komme!“ rief er laut vor sich hin, als er in einem Waggon des Zuges Platz nahm, der ihn nach C... bringen sollte.

Neuntes Kapitel.

Die verschiedenen Ereignisse des vorangegangenen Tages und der Nacht, alle die Eindrücke, die auf Erna eingestürzt und zuletzt die schauerliche beklemmende Einsamkeit rings um sie her, nachdem die Herzogin sie mit ihrer Kammerfrau verlassen hatten, sie um die Klarheit ihrer Besinnung gebracht. Sie fühlte, oder glaubte zu fühlen, daß eine schwere Krankheit bei ihr im Anzuge sei und daß das Fieber bereits in ihren Adern tobe und die Klarheit ihres Geistes getrübt habe.

Nur noch so lange hoffte sie ihrer Sinne Meister zu bleiben, bis sie aus dem Schlosse entkommen, auf den Bahnhof gelangt sei und bis sie auf irgend einem Zuge, einerlei nach welcher Richtung hin, Platz genommen habe. Was nachher aus ihr würde, kümmerte sie nicht. Mochte man sie krank und zum Tode erschöpft aus ihrem Coupé in das erste beste Hospital schaffen, es galt ihr gleich. Der Boden hier brannte ihr unter den Füßen, die Luft, die sie in diesen Räumen athmete, war erfüllt von ihrem Unglück. Sie fühlte den Blick unsäglicher Verachtung, welchen die Herzogin auf sie geworfen, als sie das Zimmer verlassen hatte, noch immer wie einen körperlichen Schmerz auf Stirn und Wangen brennen. Wenn das ihr Loos sein sollte, wenn alle Menschen das Recht haben sollten, sie hinfort so verächtlich anzublicken — nein, das wäre nicht zu ertragen, da wäre der Tod ihr tausend Mal willkommen!

Jetzt galt es, die letzten Kräfte zusammenzuraufen und sich zur Flucht anzuleiden. Wüßt und verworren hingen die schweren Massen des aufgelösten Haares ihr um das Haupt. Sie rollte es eilig um den aufgesteckten Kamm und befestigte es, so gut es gehen wollte. Dann sammelte sie schnell die nothwendigsten Dinge in eine Tasche, befestigte einen dichten Schleier auf ihrem Hute, der das übernatürliche, vermeinte und verzweiflungsvolle Angesicht vor den Blicken der Menschen verbergen sollte, und öffnete leise die Thür, welche aus ihrem Salon auf den großen Corridor führte. Leise und vorsichtig, als ob sie im Begriff stände, ein Verbrechen zu begehen, und als ob sie sich gegen den ausgesprochenen Willen irgend einer Autorität aus dem Schlosse entferne, schlich sie dem großen Thore zu und stand zum ersten Male in ihrem Leben um die Nachtzeit allein auf der Straße.

Die beiden Schildwachen vor dem Schlosse schienen nicht übel Lust zu haben, sie anzuhalten, wenigstens anzurufen; aber ehe sie zum Entschlusse gekommen, war Erna flüchtigen Fußes die Straße entlang geeilt und um die nächste Ecke verschwunden.

Da wollte es das Glück, daß eine leere Droschke langsam die Straße herab ihr entgegenkam; zaghaft rief sie dem Kutcher zu, zu halten und stieg ein, indem sie ihm mit kaum vernembar Stimme die Weisung gab, nach dem Bahnhofe zu fahren.

Am dem Bilettschalter erst fiel ihr ein, daß sie einen Ort angeben müsse, nach welchem sie fahren wolle, aber so viel sie auch suchte und grübelte mit ihren zerstückelten Sinnen, um den Namen einer Stadt zu finden, die an der Eisenbahn lag, es wollte ihr kein anderer Name einfallen, als C..., die Universitätsstadt, Erich's Aufenthaltsort.

Erna nahm ein Bilet erster Klasse und erwartete, daß man sie sterbenskrank und besinnungslos aus dem Coupé heben würde.

Aber junges Blut rollt warm und flüssig durch die Adern

und ist nicht so leicht zum Stillstand gebracht, wie junges Blut gewöhnlich anzunehmen pflegt.

Der Zug ging unmittelbar, nachdem sie in ihrem Coupé Platz genommen hatte, ab, und kaum war er eine Viertelstunde in Bewegung gewesen, verfiel Erna in einen tiefen, festen Schlaf, der sie wunderbar erquickte und aus dem sie erst bei Tagesanbruch durch die Stimme des Schaffners geweckt wurde, der sich durch das Fenster des Coupés ihr Bilet ansbat.

Erst mit Dunkelwerden traf Erna in C... ein. Sie ließ sich von dem ersten Conducteur, der seinen Wagen und sein Gasthaus preisend ihr in den Weg kam, entführen, um zehn Minuten später, rathlos und unbeschreiblich unglücklich, in der Thorsahrt des Hôtel du Nord abgesetzt zu werden.

„Ein Zimmer mit Bett, Madame? Ganz wohl, Madame!“ soufflirte der welt- und menschenkundige Oberkellner, der die Verlegenheit und Unbeholfenheit der jungen Reisenden beim ersten Blick erkannt hatte und so that, als habe er den Befehl aus ihrem Munde vernommen. „Jean, bringen Sie Madame auf Nr. 64. Hier, nehmen Sie auch die Tasche von Madame. Sonst kein Gepäck? Ganz wohl, Madame. Thee und Backwerk? Ganz wohl. Jean, ein Thee mit Backwerk auf Nr. 64. Wünsch wohl zu schlafen, Madame.“

Nr. 64 lag im vierten Stock und bestand nur aus einem schmalen, niedrigen Gemach, dessen Fenster die Aussicht über eine Dachrinne hinweg in den Hofraum gestattete.

Man schien also in diesem Hôtel wiederum keine gute Meinung von ihr, von ihrer Lebensstellung, vielleicht sogar von ihrem Vorhaben zu hegen, sonst hätte man sie nicht in ein so elendes Stübchen, offenbar eine Manjarde für reisende Kammerjungfern, einquartiert. Aber der Thee war gut und, sie durfte es sich nicht mehr verhehlen, höchst willkommen, das Bett sauber, o sie wollte schlafen, schlafen — ach, brauchte sie doch nimmer zu erwachen, denn morgen, da hatte sie ihrem Geliebten die Ursache ihrer Flucht von Bielstein zu erklären.

Durch den Lärm des erwachenden Hôtelpersonals — der Morgen brach im vierten Stock, wo Kellner und Stubenmädchen ihre sogenannte Ruhestätte besaßen, früher an, als in den übrigen. Eragen — wurde sie schon beim Morgengrauen aus ihrem Schlummer und der kurzen Vergessenheit ihrer präcären Lage gerissen. Nachdem sie sich angeleibet und etwa sechsmal geschellt hatte, um das Frühstück zu bestellen, erschien endlich ein Stubenmädchen mit Besen, Staubtuch und Rehrblech in der Hand und der sehr unwirlichen Frage auf den Lippen, was gefällig sei.

Erna hatte das Frühstück fast aufgegeben und war bereits mit der Abfassung eines Biletts an Erich beschäftigt, mittelst dessen sie ihm ihre Anwesenheit melden und ihn zu sich bescheiden wollte; aber sie bat doch schließlich um eine Tasse Chocolate und ein frisches Ei, welche unerhörte Forderung — wenigstens für den vierten Stock unerhört — das Stubenmädchen veranlaßte, aus der geöffneten Thür vollends in das Zimmer zu treten, um sich das Wunder, das eine solche Leckerei zu seinem Frühstück beehrte, in der Nähe zu befehen.

Ihre Prüfung hatte offenbar ein Resultat gehabt. „Suchen Sie vielleicht eine Stelle?“ fragte sie, vertraulich näher tretend; sie glaubte, Erna sei mit der Abfassung einer einzurückenden Annonce beschäftigt.

„Eine Stelle? Was für eine Stelle?“

„O, ich meine nur! Hier im Hause ist die Stelle einer kalten Mamsell leer geworden; Herr Krall sucht ein junges Mädchen dazu.“

„Ich weiß gar nicht, was eine kalte Mamsell ist.“

„Das wissen Sie nicht? Nun, eine kalte Mamsell hat das Obst, das Eingemachte und die Compötter unter sich. Die warme Mamsell hat den Kaffee zu machen und in der Küche die Aufsicht zu führen. Viel zu thun hat sie nicht; die Stelle ist die bequemste im ganzen Hause.“

„Ich danke Ihnen, ich suche keine Stelle. Bitte, besorgen Sie mir recht bald die Chocolate.“

Das Stubenmädchen entfernte sich, ungewisser denn je über diesen sonderbaren Gast, der im vierten Stock logirte und sich Chocolate mit frischen Eiern bestellte.

Das Frühstück wurde ihr endlich von einem Kellner gebracht, in welchem sie denselben Jüngling wieder erkannte, der heute in aller Frühe an ihr vorübergehüchelt war, das röthliche Haar in Papilloten gewickelt, als sie, des vergeblichen Klingelns müde, aus ihrer Thür getreten war, um auf einen dienenden Geist zu fahnden. Jetzt freilich erschien er als reich pomadisirter Jüngling, der den üppigsten Lockenbau auf dem kahlen Haupte balancirte.

Als Erna ihm ihr Bilet mit der Bitte einhändigte, dasselbe durch einen Commissionär in die Villa Brokmann tragen zu lassen, begann er die Adresse desselben ungenirt in ihrer Gegenwart zu lesen. Wenn Erna aber erwartet hatte, daß des Jünglings Respekt durch den Namen ihres Correspondenten geweckt werden und er ihr mit mehr Achtung und Rücksicht begegnen würde, so sah sie sich in ihrer Erwartung bitter getäuscht. Mit Entsetzen mußte sie sogar gewahren, daß er den Mund wie zum Pfeifen spitzte, mit den Fingern knippte und sie mit einem Blicke unverstämten, frechen Einverständnisses maß. Er hätte mit Worten nicht deutlicher sagen können: „Da also soll's hinaus? Aha!“

Eine halbe Stunde später brachte er die Meldung zurück, daß der Prinz verreist sei, und in der Art und Weise, wie er die Meldung machte, war deutlich ausgedrückt, daß für ihn keinerlei Ueberraschung in dieser Antwort liege, daß er keine andere erwartete habe.

Erna war jedoch furchtbar erschüttert. Auf diese Wendung war sie durchaus nicht vorbereitet — was in aller Welt sollte sie nun beginnen? Alle ihre Pläne begannen und endeten ja mit ihm, mit Erich. Sie stand da, wie zu Stein verwandelt, und starrte auf den Boden. Es blieb ihr nichts Anderes übrig, sie mußte sich selbst nach der Villa durchfragen; es war ja nicht anders möglich, als daß ein Mißverständnis hier obwaltete. Erich würde nicht verreist sein, ohne es ihr mitgetheilt zu haben. Ja, ja, so mußte es sein; sie wollte sich sofort auf den Weg machen.

Nach vielen Fragen und nachdem sie ihren Weg in den grünen Gassen des Villenviertels der Universitätsstadt ein Duzend Mal verloren, war es Erna endlich gelungen, die Villa Brokmann anzukundschaffen, aber nur um die Abreise des Prinzen bestätigt zu finden.

Ein artiges Dienstmädchen, welches ihr das Gartenthor aufgeschlossen, theilte ihr mit, daß Seine Hoheit nach der

Heimath abgereist sei. Hoheit müßten wol schlimme Nachricht von Hause erhalten haben, denn die Abreise habe offenbar in Folge eines empfangenen Briefes stattgefunden. Traurig kehrte Erna nach dem Hôtel zurück und warf sich todtmüde auf ihr Lager. Was nun? Diese Frage beschäftigte und quälte ihren Geist, aber es wollte ihr nicht gelingen, eine Antwort darauf zu finden. Es dunkelte bereits, als sie sich unerquickt von ihrem Lager erhob, um etwas Nahrung zu sich zu nehmen. Es war abscheulich und verächtlich, aber es hungerte sie, wahr und wahrhaftig, es hungerte sie schon wieder. Trotz allen Glends, allen Herzeleids verlangte sie nach einem Beefsteak mit Kartoffeln und etwas Wein.

Langsam und bleiern schlichen die Stunden indeß an ihr vorüber. Sie fühlte sich krank und wußte keinen anderen Rath, als sich zu Bett zu legen. Sie hatte sich bald in den Schlaf gewiegt.

Zeitig am anderen Morgen klopfte es an ihre Thür und ein Kellner — nicht der gelockte — meldete mit verbindlicher Miene und im Tone des tiefsten Respekts, daß ein Herr, der gestern Abend mit der Bahn aus Bielstein eingetroffen sei, das gnädige Fräulein zu sprechen wünsche und fragen lasse, wann es genehm sei, ihn zu empfangen. Herr Krall, der Wirth, aber lasse dem gnädigen Fräulein sagen, daß endlich ein Salon im ersten Stock frei geworden, welcher zur Aufnahme des gnädigen Fräuleins bereit stehe, und Herr Krall bitte das gnädige Fräulein, zu erlauben, daß das Reisegepäck dorthin transportirt werden dürfe. Herr Krall bedauere außerordentlich, daß durch ein Mißverständnis des Oberkellners —

„Begleiten Sie mich nach dem Salon,“ unterbrach ihn Erna, während das Roth der Freude sich über ihr ganzes Angesicht verbreitete, „und führen Sie den Herrn dorthin.“

„Also endlich, endlich! Gott sei Dank! Gott sei aus vollem Herzen gelobt und gedankt — er ist also gekommen! Er wird natürlich auf der Stelle umgekehrt sein, als er gehört, daß ich Bielstein verlassen habe. Wer mag ihm nur verathen haben, daß ich —“

Ihre Dank- und Lobeshymne wurde durch das Öffnen der Salonthür unterbrochen, welche der höfliche Kellner mit einem tiefen Bückling vor dem — Erbprinzen von Bielstein aufgerissen hatte.

„Prinz Bernhard!“ rief Erna, mittewegs zwischen Fenster und Thür stehen bleibend, während es zuerst den Anschein gehabt hatte, als wollte sie sich dem Ankömmling an die Brust werfen.

„Gott sei Dank, liebe Erna, daß ich Sie hier noch treffe. Ihr Bilet an Erich, das ich bei Brokmanns fand und das zu lesen ich indiscret genug war, wies mich schnell genug auf Ihre Spur, aber seit Sie — ich wollte sagen — ich meine — ich habe die ganze Nacht in Sorge geschwebt, daß Sie mir wieder verloren gehen könnten. Ich soll Sie tausendmal grüßen von Erich und Sie bitten, hier unter meinem Schutz zu verweilen, bis er selbst kommen kann. Mama ist ernstlich erkrankt und mein Vater — liebe Erna,“ setzte er nach einer Pause hinzu, während Erna sich von ihm abgewandt und an das Fenster getreten war, das Gesicht wie mit Blut übergoßen — „liebe Erna, verzeihen Sie ihm, um Erich's willen. Ich glaube zu wissen, ich kann es mir wenigstens vorstellen, was Sie aus dem Hause meiner Eltern getrieben hat. Sie brauchen mir nichts zu erklären. Auch ich habe Sie um Verzeihung zu bitten. Wäre ich nicht ein so unbehilflicher, schwerfälliger Tropf, wie ich eben bin, so hätte ich dem Ereigniß vorbeugen können. Ich verstand Ihre Winke, Ihre Angst und Ihre hilfsehenden Blicke ganz gut, aber als ich mich endlich zum Handeln aufgerafft und soweit ermannet hatte, um Erich herbeizurufen, da war's zu spät — genau um zwölf Stunden zu spät — denn als er ankam, waren Sie bereits geflohen.“

„Dann also hat er C... um meinwillen verlassen? Sie hatten ihn um meinwillen nach Bielstein berufen? O, Prinz Bernhard, ich danke Ihnen!“

Erna ließ das Frühstück für sie Beide in ihrem Salon serviren und als sie eben ihre Gedanken darüber austauschten, was zunächst geschehen müsse, was ihnen bis zur Ankunft des Prinzen Erich zu thun obliege, vor allen Dingen aber, wo Erna bleiben könne, da wurde Fräulein Liebreich von der Villa Brokmann gemeldet und von Erna sowol wie von dem Prinzen höflich empfangen.

Sie war gekommen, um den Bruder ihres verehrten Prinzen Hoheit zu fragen, was sie und ihre Freundin Charlotte für ihn thun könnten und ob es ihm nicht genehm sei, sein Quartier bei ihnen aufzuschlagen?

„Wie wäre es, liebe Erna,“ begann der Erbprinz, „wenn wir diese vortreffliche Dame, deren Güte wir bereits aus Erich's Briefen kennen, in unsere Verlegenheit einweisen und sie häten, uns ihren Rath und Beistand zukommen zu lassen. Doch erst erlauben die Damen mir wol, sie miteinander bekannt zu machen. Fräulein Liebreich, Erich's Freundin und gute Wirthin, — Fräulein von Stein, die Hofdame meiner Mutter und Erich's Verlobte.“

„Ich glaube, Sie erzeigten uns gestern schon die Ehre, in unserem Hause vorzusprechen?“ sagte Fräulein Liebreich mit dem Bestreben, recht viel gute Lebensart zu entwickeln und den feinsten Gesellschaftston zu treffen, wie aus ihrem Benehmen hervorleuchtete.

„Ich bitte Sie inständig, Fräulein Liebreich,“ begann Erna mit Thränen in den Augen, „mich nicht nach dem Schein zu beurtheilen, den die sonderbaren Verhältnisse, in welchen ich mich augenblicklich befinde, auf mich werfen —“

„Die Freundschaft Seiner Hoheit, des allgemein geachteten Erbprinzen von Bielstein, wäre allein schon hinreichende Bürgschaft für Sie, gnädiges Fräulein, auch wenn ich mich weniger auf meine eigenen Augen und meinen gesunden Menschenverstand verlassen dürfte,“ sagte die kleine Dame, indem sie sich erhob und vor dem Prinzen sowol wie vor Erna einen altmodischen kleinen Knix machte.

Der Erbprinz sprach jetzt sein Bedauern darüber aus, daß gewisse Familienrückichten ihm leider nicht gestatteten, das Fräulein Liebreich über die Verhältnisse aufzuklären, welche Erna gezwungen hätten, Bielstein und den Hof zu verlassen. Democh bitte er sie, ihren Rath zu ertheilen, ihnen in der Aufjindung einer Wohnung beizustehen und ihnen, wo möglich, eine Familie zu empfehlen, unter deren Schutze Erna bleiben könne und wo man sie nicht mit indiscreten Fragen incommodiren würde.

Fräulein Liebreich dachte eine Weile nach.

„Ich glaube gefunden zu haben, was wir brauchen. Mein Bruder, der Doctor medicinae Liebreich, besitzt ein eigenes Haus an diesem Platz, das augenblicklich leer steht, da er sich auf Reisen befindet. Ich werde die Ehre haben, Eurer Hoheit das Haus zu zeigen und wenn es dem Fräulein convenirt, kann es ohne Aufschub bezogen werden. Außerdem hätte ich Ihnen noch einen Vorschlag zu machen. Wenn meine Gesellschaft dem Fräulein nicht zu unschmackhaft erschiene und mein Schutz ihr genügt, so wäre ich gern erbötig, mit ihr in die Wohnung meines Bruders zu ziehen. Ich thäte ja so gern Alles, was in meinen schwachen Kräften steht, um Eurer Hoheit, unserem verehrten Miethsmann, gefällig zu sein.“

Der Erbprinz sowol wie Erna nahmen den Vorschlag mit Freude und Dankbarkeit an. Fräulein Liebreich hatte ihre Schutzbefohlene schnell in's Herz geschlossen, und auch bald den ganzen Zusammenhang der Verhältnisse und den Hergang der Ereignisse errathen, welche Erna aus Vienstlein vertrieben.

Das Doctorhäuschen lag an der Heiligendörfer Allee und von dem Balkon desselben konnte man ein gut Stück dieser Allee übersehen. Erna verließ den Balcon fast gar nicht mehr. Endlich, endlich! sah sie eine Gestalt die Allee entlang kommen, bei deren Anblick ihr alles Blut zum Herzen strömte. Sie mußte sich an dem Gitter des Balkons festhalten, um nicht umzufinken. Da sah sie sich von zwei starken Armen umfaßt und vom Balcon hinweg in den Saal gezogen.

„Mein Gott, ich danke dir!“ jauchzte es in ihrer Seele, aber zu reden vermochte sie nicht. Wonnetrunken hing ihr Blick an dem Geliebten.

In den nun folgenden Tagen wurde viel überlegt, geplant, verhandelt. Fräulein Emilie trat mit ihrem Vorschlag hervor, einen ihr befreundeten Pfarrer zu sondiren, und die Erlaubniß dazu wurde ihr von dem Rath der Drei gegeben.

Das Fräulein stieß anfänglich auf einen ziemlich hartnäckigen Widerstand bei dem Pfarrer. Er zeigte sich ängstlich, eigensinnig und wenig geneigt, die Gefahr zu laufen, welche mit einer heimlichen Trauung für ihn verbunden war. Fräulein Liebreich hatte erst noch ihren Verbündeten, den Erbprinzen, in's Treffen führen müssen, ehe die Scrupel des geistlichen Herrn vor dem Versprechen des Prinzen schwanden, daß er sich mit all seinem Einfluß für ihn verwenden wolle, wenn ihm Unannehmlichkeiten aus dieser Handlung erwachsen sollten.

Und so wurden denn Erich und Erna in aller Stille in der Wohnung des Landgeistlichen getraut. Prinz Bernhard und die beiden Freundinnen Emilie und Charlotte fungirten als Zeugen.

Als man nach der Trauung in die Wohnung des Doctors zurückkam, wartete der Kammerdiener des Erbprinzen mit einer telegraphischen Depesche auf seinen Herrn, und wenige Minuten später traf eine zweite Depesche an den Prinzen Erich ein. Letztere war von seiner Mutter, der Frau Herzogin, und lautete wie folgt:

„Dein Vater ist in Paris gefährlich erkrankt. Die Aerzte haben wenig Hoffnung. Kehre so schnell wie möglich zurück.“ Die Depesche des Erbprinzen war von seinem persönlichen Adjutanten und brachte dieselbe Nachricht.

Die heimliche, unter so großen Schwierigkeiten in's Werk gesetzte Trauung war also umsonst gewesen. Vorausichtlich hätte man dieselbe in wenigen Wochen öffentlich und mit allen dazu gehörigen Ceremonien feiern dürfen.

Beide Brüder traten unverzüglich die Rückreise nach Vienstlein an. Unterwegs erreichte sie die inzwischen eingetroffene Nachricht von dem Tode des Herzogs.

Sie fanden die Mutter tief darniederbeugt von dem Schmerz über den Tod ihres Gemahls. Sie hatte vor wenigen Tagen einen reuevollen, um Verzeihung stehenden Brief von demselben erhalten, in welchem er alle Schuld auf sich nahm und seine Gattin beschwor, Alles zu thun, was in ihrer Macht stehe, um Erna für die Unbill zu entschädigen, die sie im Schosse erduldet. „Sie ist ganz unschuldig an meiner Verirrung; sie hat mir nie das geringste entgegenkommen gezeigt.“ So hatte er geschrieben.

Als Prinz Erich seiner Mutter gestand, daß er Erna bereits zu seiner Gemahlin gemacht, sagte sie weich: „Führe sie zu mir, ich will sie segnen; sie soll meine Tochter sein.“

Wie es die Männer doch so gut haben!*

Hast Du, liebe Leserin, den Essay von Seite 306: „Wie es die Frauen doch so gut haben!“ gelesen? Schon der Titel reizte mich zum Widerspruche. „Nein,“ dachte ich, „dieser Angriff so hinterlistig und boshaft trotz aller ihm unfließenden Liebenswürdigkeit darf nicht ohne Widerlegung bleiben. Soll Herr Dumphie wirklich Recht behalten? Soll es seiner satirischen Feder gelungen sein, uns Frauen die einzige Freude zu nehmen, die das Schicksal und die Männer uns gelassen, die nämlich, uns als arme Opferlämmer, als verkannte Dulderinnen zu betrachten? Nein, so leicht lassen wir uns den Märtyrereinschleichen nicht rauben.“

Herr Dumphie sagt: jede Frau ist schön, sie muß es sein, weil die Männer es verlangen. Was für Mühe und Sorge, Angst und Noth es uns aber kostet, eine schöne Frau zu sein, wenn die Natur mehr auf die innere als auf die äußere Schönheit bei uns sah, das scheint Herr Dumphie nicht zu ahnen. Wie gut haben es dagegen die Männer! Sie bilden sich sogar etwas darauf ein, häßlich zu sein und tragen mit der größten Unbefangenheit ihre Häßlichkeit zur Schau; sie wissen recht wohl, daß die häßlichsten Männer oft die hingebendste Liebe gefunden haben. Glückliche Männer, die Ihr nie anders zu scheinen braucht, als Ihr seid, die Ihr nichts von all den tausend Künsten wißt, die wir armen Frauen üben müssen, um Gnade in Euren Augen zu finden! — Ob die Frauen ein höheres Alter erreichen, als die Männer, wie Herr Dumphie behauptet, wäre erst noch zu constatiren. Meines Wissens, sind Methusalem und Ahasver, diese beiden ältlichen Herren, noch von keiner Dame an Jahren übertroffen worden. So viel ist gewiß: wenn die Frauen auch im Ganzen älter werden als die Männer, so bleiben diese doch länger jung als jene.

Was ist ein Mann mit dreißig Jahren? Jung, sehr jung. Was ist eine Dame in demselben Alter? Passirt, übertragen, nicht mehr im Mai ihres Lebens. Mit vierzig Jahren werden die Männer in manchen Ländern erst geachtet, ein Mädchen mit vierzig Jahren ist längst eine alte Jungfer. Ein Mann in den Fünfzigern steht in der Blüthe seiner Jahre, für ein Mädchen über fünfzig fehlen alle Bezeichnungen. Ein Sechsziger führt triumphirend das jüngste Mädchen zum Altare — eine Braut aber mit sechzig Jahren! Mit- und Nachwelt schreit Ach und Weh über sie. O glückliche Männer, die Ihr über das erste graue Haar nicht zu verzweifeln und an Euren vierzigsten Geburtstag nicht in Ohnmacht zu fallen braucht, die Ihr nie alt werdet und immer jung bleibt — wie habt Ihr es so gut!

Weiter! Wir kommen jetzt zu der rührenden Klage des Herrn Dumphie's über die unerhörte Mühe, die ihm das Kämmen und Delen, Bürsten und Drehen seines Schnurrbars macht. Ach wie gerne wollten wir Frauen die Pflege eines Schnurrbars besorgen, wenn sich die Männer dafür unserer Coiffuren annehmen wollten! Schon Napoleon sagt: „Dem Auge eines Mannes ist nichts gefälliger, als das wohlgeordnete Haupthaar einer Frau.“ Ja Napoleon hatte gut reden. Ob er aber wol ein einziges Mal den Tag vor einem Valle im Keller verbrachte, um seine Locken steif zu erhalten? oder ob er je geahnt, was es heißen will, aus einem fingerdicken Zöpfchen zwei armtarke Flechten herzustellen? Wer aber sollte uns dankbar sein für all diese Mühe? Die Männer! Denn nur ihnen zu Liebe geschieht alles dies Strählen und Flechten. Ich möchte die Gesichter sehen, wenn wir Frauen es uns einmal bequemer machten und uns à la fessco scheeren ließen!

Was die Dumphie'schen Herren anbelangt, die „bei heftig strömendem Regen und schneidendem Winde aus dem Omnibus steigen, um einer fremden Dame Platz zu machen“, so kann ich das Vorhandensein derselben nur in das Reich der Mythe verweisen. Sollte jedoch dieser sagenhaft klingende Bericht wirklich einen historischen Hintergrund haben, so vermüthe ich, daß die Dame, um deretwillen der betreffende Herr einmal ausstieg, sehr jung und sehr schön war, und daß sie ihm mit einem Lächeln lohnte, das Wind und Regen für ihn in Zephyr und Sonnenschein verwandelte. Wo aber das Opfer aufhört, wo bleibt da das Verdienst? Glückliche Männer, die Ihr so belohnt zu werden vermögt!

„Wem wird Zucker, Gewürz und alles Begehrte aufmerksam gereicht? Wer bekommt das Eis in der Oper?“ Wenn Herr Dumphie meint, die Frau bekomme es, so wollen wir Chamisso's „Mimmediant“ für uns reden lassen. „Schickt mich aus auf Abenteuer, heißt im Kampfe mich bestehen, Riesen, Drachen, Ungeheuer“, fleht der Ritter seine Dame auf dem Valle an. Der Dame Begehr ist einzig ein „Gefrorenes“. Ihr dies zu verschaffen, stürzt sich der Ritter in's Gedränge und entreißt einem Diener die süße Beute. Sehnsüchtig folgt ihm der Blick der verschmachtenden Dame, da sieht sie ihn „hinter der Gardine ihren Augen sich verbergen, sieht ihn selber dort gemächlich das Eroberte verschlingen, wischen sich den Mund und kommen, ihr betrübte Kunde bringen.“

„Wem werden die besten Lederbissen bei jeder Tafel reservirt?“ fragt Herr Dumphie weiter. Wir dagegen fragen: Wer bekommt bei Tisch die besten Bissen? Wer ist den Braten, wenn die Andern die Kartoffeln speisen? Wer bekommt den Rücken beim Hasen, die Brust beim Vogel, die Scheere beim Hummer? Der Mann, der glückliche Mann! Für ihn gibt es noch ein Tischlein deck' dich, für ihn ist das Schlaraffenland, in dem sich die Gänse schon gebraten, das Messer im Rücken, präsentiren, keine Fabel. O wie die Männer es doch so gut haben!

„Die Welt ist der Garten der Frauen,“ sagt Dumphie, „und der Mann ihr Diener.“ Ist das wahr? Werden wir weiblichen Wesen denn zu einem andern Zweck geboren, als um die Männer zu bedienen? Wo lebt die Braut, die dem Geliebten nicht die Kravatte gebunden, wo ist die Frau, die dem Manne nicht der Knöpfe Regionen angehängt hätte? Heiliges Vorrecht der Männer, sich betäuben, bestücken und behäkeln zu lassen, ohne selbst den Finger krümmen zu machen!

Freilich die Frauen nähren auch, und juchen ihre Toilette so zierlich wie möglich herzustellen. Für wen aber nehmen sie sich diese Mühe? Für sich selber oder für ihre Mitschwester? Väterlich! Alles das geschieht, um das Auge des Mannes zu erfreuen. Nimmt nun der Mann die gleiche Rücksicht auf die Frau, deren Schönheitsgefühl so viel entwickelter ist, wie Herr

Dumphy beweist? Nein, er thut das nicht, er kennt nur seine Bequemlichkeit. Beneidenswerthe Männer, die Ihr Eure Toilette in drei und einer halben Minute beendet, wovon Ihr eine noch zum Anzünden der Cigarre verwendet, wie gut habt Ihr es doch!

Betreten wir jetzt an Herrn Dumphy's Hand das Reich der Liebe. Wer nicht einseht, daß die Männer die begünstigten sind in Allem, was Liebe heißt, nun, der — muß eben ein Mann sein. Den Mann macht Treulosigkeit nur interessant. Kennt mir eine Novelle, besonders einiger moderner Autoren, in der nicht jede Unbeständigkeit einen neuen Strahl zu dem gefährlichen Nimbus hinzufügt, der das Haupt ihres Helden umgibt! Was ist dagegen das Schicksal des Weibes, das vergaß, was sie am Altar geschworen? Sie muß sterben! Sie kann das mit Anstand und Pathos thun, reingewaschen durch Reue und Leid, überschüttet von der Vergebung ihres Mannes, aber sterben muß sie ohne Widerrede, es ist aus, ganz und gar aus mit ihr. Wer wollte da nicht gern ein Mann sein!

„Wer arbeitet?“ fragt Herr Dumphy und glaubt einen großen Triumph ausgespielt zu haben. „Wer arbeitet?“ — Ich antworte: die Frau!

Allerdings gibt es Zeiten, in denen der Mann beschäftigt ist, beziehungsweise arbeiten muß, aber das sind einzelne Stunden. Sind sie vorüber, können Luft und Wasser nicht freier sein als er. Was kann er dann Alles thun? Billard spielen und Regel schieben, Bekanntschaften cultiviren und spazieren gehen oder in Schlafrock und Pantoffeln das Sopha occupiren und hinter einer undurchdringlichen Rauchwolke verschwinden, tout d'après son bon plaisir. Wann aber hat das Tagewerk einer Frau ein Ende? Kann eine Frau je sagen, sie habe nichts zu thun? Nein, der Knäuel ihrer täglichen unzahligen Pflichten ist nie ganz gelöst. „So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter,“ sagt Gott der Herr. Er hätte hinzufügen können „Und für die Frauen: Nehren und Bügeln, Putzen und Scheuern, Nähen und Sticken.“ Selbst die sündende Sonne setzt der Thätigkeit der Frau kein Ziel, und wenn der Mann in der Nacht trummerlos ruht, dann wandert die Frau oft ruhelos im Zimmer herum, in jedem Arm ein Kind, das nicht schlafen will.

Schiffskapitain braucht die Frau allerdings nicht zu sein, wie Herr Dumphy richtig bemerkt, ein brennendes Haus kann sie verlassen, wenn sie nichts mehr daraus zu bergen hat, und auf dem Schlachtfeld hat sie nichts zu thun; aber es gibt schrecklichere Dinge. Welche Frau ginge nicht lieber in ein brennendes Haus, als daß sie ihrem Gatten mit einem angebrannten Braten nahte? Welche Frau setzte sich nicht lieber den feindlichen Geschossen als den Blicken ihres Mannes aus, wenn sie um vermehrtes Wirtschafsgeld bitten muß?

„Die Frau geht auf Eroberungen aus,“ behauptet der Essayist — als ob das nicht von jeher das Vorrecht der Männer gewesen wäre!

„Die Frau gibt mit holdseligem Lächeln den Dienstboten einige Befehle und ist für den ganzen übrigen Tag frei.“ O, Herr Dumphy, das mag vielleicht zu Priam's Zeiten so gewesen sein, zu Zeiten der schönen Helena — heut zu Tage geht das nimmer. Will eine Frau dies mit den heutigen Dienstboten versuchen, so sitzt in fünf Minuten ein schmider Soldat in der Küche, so liegt das Stubenmädchen im Fauteuil und liest den neuesten Roman von der Marlitz, so fallen die Kinder eins nach dem andern zum Fenster hinaus, während die Amme Besuche macht. Aber davon verstehen freilich die Männer nichts. O glückliche Männer, die Ihr nicht wißt, was es heißt, an Händen und Füßen gefesselt zu sein, die Ihr nur die Rosen, nicht die Dornen der Häßlichkeit wahrzunehmen braucht, wie habt Ihr es doch so gut!

Zu guter Letzt spricht Herr Dumphy im Pojamentone von der Macht, welche die Frau in ihren Thronen besitzt. O, wäre es doch so! Den Geliebten vermögen unsere Tränen vielleicht zu rühren, den Gatten nimmer. „Weiberthränen!“ sagt der Mann, zuckt die Achseln und — kauft uns das gewünschte Theaterbillet doch nicht. Ja, wir armen Frauen!

Sp wären wir denn glücklich bis zum Schlusse angelangt, bis zu dem kühnen Wunsche des Herrn Dumphy „eine Mutter von neun Kindern sein zu wollen“. Wir waren großmüthig und hoben diesen Fehbehandling nicht auf. Als Frau stellten wir uns dem Herrn gegenüber, nicht als Mutter, denn die Niederlage würde uns dauern, die Herr Dumphy erlitten, wären wir mit neun Kindern gegen ihn in's Feld gerückt. Wie hätte er einer solch' kinderreichen Mutter gegenüber auch nur mit einem Schein des Rechts behaupten können, sie habe es besser als er! Nein, diese neun Kinder hätten ihn aus der letzten Schanze seiner Behauptung getrieben — wir waren aber, wie gesagt, großmüthig.

Das aber weiß ich, wenn ich noch einmal auf die Welt komme, soll dies gewiß als Mann geschehen. Den Männern aber wünsche ich, daß sie einmal ihre eigenen Frauen sein müßten, nur für ein kleines Weilchen, dann würden sie am besten einsehen:

Wie es die Männer doch so gut haben!

Helene Stöckl.

Tanzlied.

(Siehe die Illustration.)

Glücklicher Jugend holdseliger Tage,
Lichtblauer Himmel voll sonnigem Glanz!
Frei ist die Brust noch von Kummer und Klage,
Früh noch im Saar prangt der duftende Kranz!
Weste unlos
Knospende Rosen —
Leben ist Lust nur und dauernder Tanz!
Schwellende Lippen und glühende Wangen,
Augen so flammend wie feuriger Wein,
Laden mit züchtigem, frohem Verlangen —
Laden zum Weigen den Tänzer ein,
Ihn zu verneben
Zu's Plattern, in's Schweben —
Wär' es zur Noth selbst ein Tänzer — von Stein!
Tönt auch Müßel nicht: es rauschen und klingen
Wonnige Weisen in Herzen und Ohr,
Die aus der glücklichen Seele sich schwingen,
Die zu den Sternen uns heben empor!
Wodener ziehen
Die Melodien,
Ein stimmt der holden Charitinnen Chor!

Munter, mit nimmer rastender Schnelle
Strömt aus der Jugend kristallinem Born —
Ob über Wiesen sie rinnet — die Welle,
Ob über Kiesel und spitzigen Dorn;
Laut bald — bald leise
Alles im Kreise
Zwingt sie zum Wirbel gleich Oberon's Horn!

Mühet sie weise, die seligen Stunden,
Blüdet die Rosen im Schimmer des Thau's!
Nach, wie die lächlichen, süßen entwandten,
Welket die Blüthe im Sturmgebirg!
Kälter in Schmerzen
Werden die Herzen —
Stumm sind die Klänge — der Tanz ist aus!

Richard Schmidt-Cabanis.

* Von den vielen Entgegnungen auf den Dumphy'schen Artikel Seite 306 bringen wir den vorliegenden zum Abdruck, weil die Verfasserin sich genannt, überdies auch die Priorität für sich in Anspruch zu nehmen hat. D. Red.

Excellenz Schwiegermama.

Novelle von Friedrich Friedrich.

(Schluß.)

8.

Agathe und Roderich befanden sich in der Genesung und hatten das Bett bereits verlassen, wenn schon sie das Zimmer noch hüten mußten. Auch Magda war etwas gekräftigt. Es schien mit ihr eine Veränderung vorgegangen zu sein. Waren ihre Wangen auch noch auffallend bleich, so lag doch in ihren großen Augen ein tiefer, auffallend leuchtender Glanz und über ihr Gesicht war ein Hauch der Verklärung ausgegossen.

Der Freiherr besuchte noch täglich seine Kinder und wählte stets eine Stunde, in der Magda zugegen war. Seine Freundlichkeit gegen sie hatte sich noch erhöht; er unterhielt sich viel mit ihr und forschte nach ihren Wünschen, die er zu erfüllen bemüht war.

Daß die Excellenz versucht hatte, Magda mit Jadedusch zu verheirathen und daß dieser Plan an Magda's entschiedener

Weigerung gescheitert, hatte er durch den Candidaten erfahren. Anfangs war er über die neue Intrigue seiner Schwiegermutter erbittert gewesen, dann rächte er sich an ihr dadurch, daß er fast jeden Mittag in lächelnder Weise von der Verheirathung des Candidaten mit Lisette sprach. Das Gesicht der Frau Minister verrieth ihm dann regelmäßig, wie sehr es sie verdros, daß ihr Plan gescheitert sei.

Hätte er freilich geahnt, wie sehr Magda durch die stolze Dame zu leiden hatte, er würde es nicht gethan haben. Die

Müge suchte sie aber vergebens. Halb in Gedanken versunken, betrat er den Weg, der sich zwischen jungen Tannen hinzog und wandte sich der Stelle zu, wo er zuerst das Wort an Magda gerichtet. Das Mädchen war ihm seit der Zeit lieb geworden, es erschien ihm so still und bescheiden, so halb versteckt und traut.

Freudig überrascht fuhr er zusammen, als er Magda plötzlich erblickte; schnell eilte er auf sie zu und nahm jetzt erst wahr, daß sie weinte.

„Magda,“ fuhr er in leidenschaftlicher Erregung fort, „meine Schwiegermutter bietet Alles auf, um Sie zu entfernen, ich kann und darf Sie aber nicht verlieren. Was ich längst in mir trage, was ich aber hinauschieben wollte, bis Ihre Wangen sich wieder roth gefärbt, daß Ihnen jetzt zu gestehen, drängt meine Schwiegermutter selbst. Magda, ich kann Sie nicht verlieren, Sie müssen hier bleiben — Magda, ich biete Ihnen meine Hand an, werden Sie die Meinige, denn ich liebe Sie innig und unaussprechlich!“



Beim Frühstück. Originalzeichnung von E. Meisel.

Frau Minister ließ keine Gelegenheit vorübergehen, die Unglückliche zu kränken und zu demüthigen; mit Gewalt wollte sie dieselbe aus dem Hause vertreiben, allein Magda ertrug Alles mit Geduld. Selbst die Dienerschaft sprach sich über die Härte der hochmüthigen Frau tadelnd aus.

Es war ein stiller, sonniger Wintertag. Nachdem es lange gewettert und gestürmt hatte, thaten die Sonnenstrahlen doppelt wohl. Der Freiherr, welcher sich jetzt mehr als früher zu Hause aufhielt, ging in den Garten, um dort den milden Wintertag zu genießen; es trieb ihn freilich auch noch ein anderes Verlangen, er hoffte Magda im Garten zu begegnen, da ihr der Arzt Bewegung im Freien angerathen. Sein

„Fräulein, weshalb weinen Sie?“ rief er. Magda suchte das Gesicht abzuwenden. Doch zu spät. „Weshalb weinen Sie?“ wiederholte der Freiherr noch einmal, da er keine Antwort erhielt.

Magda preßte ihre Augen mit der Hand, leise erfaßte er diese und zog sie langsam zurück.

„Haben Sie Vertrauen zu mir,“ bat er. Magda theilte ihm mit, daß die Excellenz ihr gesagt habe, in acht Tagen könne sie das Haus verlassen, denn die Kinder bedürften keiner Pflege mehr und mit Unterricht sollten sie vorläufig noch verschont bleiben.

„Das geht zu weit!“ rief der Freiherr heftig.

Magda erbehte und trat einen halben Schritt zurück. „Halten Sie ein, Herr Baron — Sie wissen nicht, was Sie sagen!“ rief sie leise, fast ängstlich.

„Doch, ich weiß es! Mein Herz schlägt unruhig und stürmisch, mein Blut pulst leidenschaftlich, allein mein Kopf ist klar und ich weiß, was ich thue. Was ich Ihnen gesagt habe, ist nicht die Eingebung augenblicklicher Erregung, langsam ist die Liebe zu Ihnen in meinem Herzen aufgeleimt und sie hat tiefe Wurzeln darin geschlagen. Anfangs war ich meines Gefühles mir selbst nicht deutlich bewußt, ich glaubte mich zu täuschen und ich habe mich geprüßt. Jetzt weiß ich, daß es keine Menschenmacht gibt, die Sie mir ent-

reihen könnte. Sie wissen nicht, wie sorgfältig ich Sie beobachtet habe, immer tiefer ist mein Blick in Ihr edles Herz gedrungen. Glauben Sie nicht, daß diese Liebe aus dem Gefühle der Dankbarkeit, weil Sie meine Kinder gerettet haben, hervorgegangen ist, sie ist reiner und edler und ich liebe Sie ja schon, ehe Agathe und Roderich erkrankten. Magda, in meinen Jahren handelt das Herz nicht mehr ohne den Kopf, bringen Sie Glück und Frieden in dieses Haus — werden Sie die Meinige.“

Er erfaßte ihre Hand und hielt sie fest, bittend war sein Auge auf sie gerichtet.

Magda zitterte leise, halb abwehrend wandte sie das Gesicht von ihm und doch ließ sie ihm ihre Hand.

„Sprechen Sie, sprechen Sie! Machen Sie mich zum Glücklichen der Menschen!“ drängte der Freiherr.

„Sie vergessen die Schranke, welche uns trennt!“ sprach Magda leise. „Eine Dienerin kann nicht die Ihrige werden.“

„Sprechen Sie das entsetzliche Wort, welches die Bosheit meiner Schwiegermutter eronnen hat, nicht aus,“ fiel der Freiherr leidenschaftlich ein. „Sie sind keine Dienerin, und wenn Sie es wären, auch das würde meinen Entschluß nicht zum Wanken bringen. Sie erwähnen die Schranke, welche uns trennt — für die Liebe gibt es keine Schranke. In Ruhe habe ich Alles geprüft und erwogen, nicht einmal, sondern wiederholt, oft. Magda, was kümmert mich das Urtheil Anderer, wenn ich glücklich bin! Oder zweifeln Sie, daß ich nicht Kraft und Muth genug besitze, meiner Gattin stets den Rang und die Achtung, welche ihr gebührt, zu erringen? Ich werde stolz darauf sein, daß ich Sie errungen habe, und offen will ich diesen Stolz zur Schau tragen. Wollen Sie Ihr Herz dem meinigen anvertrauen für immer? Magda, sprich nur das eine Wort, welches mich glücklich macht!“

Die Wangen des Mädchens hatten sich geröthet, sein Herz klopfte fieberhaft schnell. Mit einem einzigen Worte konnte es den stolzen Traum der Jugend in Erfüllung bringen und dennoch zögerte es.

„Prüfen Sie noch einmal Ihr Herz und Ihren Entschluß. Sie dürfen sich nicht verhehlen, daß ich einen schweren Kampf für Sie bringen würde, denn das Urtheil Ihres ganzen Standes müßte gegen mich sein. Prüfen Sie sich, ob Sie stark genug sein würden, diesen Kampf durchzuführen, denn Eins würde ich nicht ertragen können: als die Ihrige gedemüthigt zu werden.“

„Es bedarf keiner Prüfung mehr!“ rief Leo. „Ich habe den Muth zu solchem Kampfe. Magda, sei unbesorgt, kein Mensch soll es wagen, Dich zu demüthigen, denn Deine Demüthigung würde auch die meinige sein. Nun sage, daß Du mich liebst — sage es mir!“

Magda schlug langsam ihre großen Augen auf und blickte ihn innig an.

„Würde ich denn die Deinige werden können, wenn ich Dich nicht liebte,“ entgegnete sie leise.

Stürmisch umfing sie Leo mit den Armen und preßte sie an seine Brust.

„Du sollst dieses Geständniß nie bereuen!“ rief er, sie küßend. „Ein neues Leben beginnt für mich mit dieser Stunde. Wonach ich mich seit Jahren halb unbewußt gesehnt habe, das ist mir in Erfüllung gegangen! Behalte Vertrauen, der Hauch der Jugend ist an mir vorübergeweht, aber Du darfst auf die Treue und Festigkeit des Mannes rechnen, der in Liebe bewahrt, was er sich errungen hat!“

Magda ruhte an der Brust des Freiherrn, ihr Mund war nicht im Stande, ein einziges Wort hervorzubringen. Um dieses Glück zu erreichen, hatte sie unaussprechliches erduldet — sie dachte in diesem Augenblicke nicht daran, das Winterkleid des Gartens wurde für sie zum Frühlingsschmucke, die Bäume und Sträucher gewannen Blätter und Blüten, Alles ringsum schien in Lenzesfreude zu jubeln, denn in ihrem Herzen war Frühling.

Wie verkürrt blickte ihr Auge bald auf Leo's männlich hübschen Züge, dann auf die Fenster des schönen Hauses und die hohen Bäume des Gartens. War das nicht das verlobende Bild ihres Jugendtraumes! Sie erschien sich wie eine Blume, die lange im Dunkel und Schatten des Waldes geblüht, die sich nach Licht und Sonnenschein gesehnt und nun mit einem Male auf einen sonnigen, blumigen Rasen verpflanzt ist.

Arm in Arm schritten sie zwischen den Tannen dahin.

„Nun wird der Wunsch meiner Schwiegermutter doch erfüllt,“ sprach der Freiherr lächelnd. „Du mußt jetzt von hier scheiden, aber nur für kurze Zeit; wenn der Frühling kommt, dann hole ich Dich für immer in dasselbe zurück und als Herrin betriffst Du es wieder!“

Um Magda's Mund spielte ein gemüthwendes Lächeln.

„Du wirst einen schweren Kampf mit ihr zu bestehen haben,“ bemerkte sie.

„Nein, nicht einen schweren,“ entgegnete Leo lächelnd. „Du siehst mir an, wie wenig ich denselben fürchte. Ich vermüthe, sie hat mein Herz bereits errathen, um so weniger wird sie überrascht sein. Jedesmal, wenn sie bei mir einem festen Willen begegnet ist, hat sie sich gefügt, und sie ist zu klug, um ein bereits Geschehenes und nicht mehr zu Andernendes zu bekämpfen.“

„Wirst Du es ihr heute noch mittheilen?“

„Gewiß, diese Gemüthung kann ich mir nicht verjagen, denn sie hat meine Wünsche zu oft zu durchkreuzen versucht.“

„Sie wird Alles anbieten, um Deinen Entschluß zum Wanken zu bringen,“ warf Magda nicht ohne Besorgniß ein.

„Ich glaube nicht, und wenn sie es versuchen wollte, würde ich nur darüber lächeln. Sieh, eher würde sie im Stande sein, durch das Ausstrecken ihrer Hand einen Sturm zum Schweigen zu bringen, als in meiner Liebe die geringste Wandlung hervorzurufen!“

„Hast Du nicht auch Feodora geliebt?“

„Ich glaubte sie zu lieben, heute weiß ich, daß das, was ich für sie empfand, nicht Liebe war, denn mein Herz hat sie leicht und schnell vergessen. Ich grolle ihr nicht einmal, weil sie das Herz des Lieutenanten dem meinigen vorgezogen hat, wenn es auch im ersten Augenblicke meinen Stolz verletzte. Sieh, nun ich glücklich bin, soll auch sie es werden. Der arme Klinsky ist durch meine Schwiegermutter getäuscht, sie hat ihm eingeredet, Feodora sei sehr verständig; er würde lange, lange Jahre warten müssen, ehe er im Stande wäre, Feodora als sein Weib heimzuführen, ich will ihm das leichteren und Feodora in die Lage versetzen, daß er sie heirathen kann. Ich bin ihm ja zu aufrichtigem Dank ver-

pflichtet, denn wer weiß, ob ich nicht doch eine Thorheit begangen hätte, wenn er nicht dazwischen getreten wäre!“

„Ja, sei ihm zur Erfüllung seiner Wünsche behilflich,“ bat Magda.

Sie eilte in das Haus, damit ihr längerer Verweilen im Garten nicht auffallen möchte; sie sehnte sich auch darnach, allein zu sein, um das Glück ihres Herzens ungestört auskosten zu können. Auf ihrem Zimmer angelangt, stand sie einen Augenblick regungslos da und blickte starr vor sich hin. War denn nicht Alles nur ein Traum, ein Traum, der in der nächsten Stunde wieder schwinden konnte. „Nein, es ist wahr!“ rief ihr Herz aufjubelnd, und beide Hände auf die erregte Brust preßend, sank sie auf einen Stuhl.

In glücklicher Stimmung betrat Leo das Zimmer seiner Schwiegermutter. Halb sehen und halb fragend blickte die Excellenz ihn an. Hatte er bereits erfahren, daß sie Magda gelübt, und kam er, um ihr Vorwürfe zu machen? Sie war entschlossen, ihren Schritt bis auf das Aeußerste zu verteidigen und durchzusetzen.

„Mama, ich komme, um Ihnen etwas mitzutheilen, was Sie hoffentlich erfreuen wird,“ sprach der Freiherr lächelnd. „Ich habe mich soeben mit Magda verlobt.“

Die Excellenz zuckte erschrocken zusammen, ihre Wangen erbleichten, ihre Hände zitterten, dann raffte sie sich auf.

„Lieber Herr Sohn, ich glaube, Sie gehen in Ihrem Scherz mir gegenüber etwas zu weit,“ entgegnete sie mit stolzer Würde.

„Es ist kein Scherz, sondern Wahrheit!“ versicherte Leo. Die Excellenz erfaßte die Lehne eines Stuhles, um sich aufrecht zu halten.

„Ich betrachte es dennoch für einen Scherz, weil ich Ihnen nicht zutraue, daß Sie sich und Ihre Ehre je so sehr vergessen könnten!“ erwiderte sie.

„Halt!“ unterbrach sie der Freiherr und sein Auge flammte auf. „Was ich gethan, habe ich mit ruhiger und besonnener Ueberlegung gethan, und ich bin stolz darauf, ein so edles Herz gewonnen zu haben. Ich wußte meine Ehre stets zu wahren und werde nie und von Niemand dulden, daß er sie antaste, ebenso werde ich auch meine Verlobte zu schützen wissen!“

Die Frau Minister konnte nach diesen Worten keinen Zweifel mehr hegen; sie rang schwer mit sich, denn ihr Haß gegen Magda drohte das Uebergewicht zu gewinnen.

„Dann werde ich dieses Haus natürlich verlassen,“ sprach sie, während ihre Hand sich in die Lehne des Stuhles einzugraben schien.

„Ich bin nicht im Stande, Sie zurückzuhalten, allein ich möchte Sie bitten, nicht im ersten Augenblicke der Erregung einen Entschluß zu fassen, den Sie vielleicht bereuen würden,“ warf Leo ein.

Die Excellenz richtete sich stolz empor.

„Ich habe nie einen Entschluß bereut,“ entgegnete sie fast herausfordernd, dann sank sie erschöpft auf den Stuhl.

„Ueberlegen Sie in Ruhe,“ sprach Leo. „Magda wird natürlich heute noch abreißen und erst wieder als meine Gattin binnen kurzem hierher zurückkehren. Ich möchte noch die Bitte hinzufügen, daß Sie sich in das Unabwendbare friedlich fügen, denn Sie müssen einsehen, daß Sie im entgegengelegten Falle weit mehr als ich leiden würden. Erwägen Sie auch dieses in Ruhe.“

Die Excellenz antwortete nicht, und der Freiherr verließ das Zimmer.

Die Frau Minister sprach während auf, was sie trotz aller Befürchtung für unmöglich gehalten, das war jetzt trotzdem geschehen; gleich darauf sank sie wieder erschöpft nieder. Sie wollte die Hand zur Glocke ausstrecken, um ihre Dienerin zu rufen, aber es fehlte ihr selbst dazu die Kraft. Das Blut stockte in ihrer Brust.

Dann sprang sie wieder auf. Nein, es durfte nicht geschehen! Mit aller Gewalt wollte sie sich dagegen anstemmen und doch sah sie ein, daß sie dem festen und entschiedenen Willen ihres Schwiegerjohnes gegenüber völlig machtlos bestand. Gab es denn kein Mittel, um das Unerhörte zu hindern? Sie haßte Magda glühend, unverzöhnlich und sie — sie sollte als Herrin in dieses Haus eintreten! Ihr Herz würde aufjubeln haben, wenn sie in diesem Augenblicke an der Leiche der Verhassten hätte stehen können.

Es schien ihr unmöglich, mit ihr noch eine Stunde unter demselben Dache zu weilen, und sie wollte sogleich ihre Sachen packen lassen. Dann kam ihr ein anderer Gedanke. Konnte sie Magda einen größeren Dienst erweisen, als wenn sie das Haus verließ? Räumte sie derselben dann nicht vollständig das Feld?

Dieser Gedanke war für sie entscheidend; sie beschloß zu bleiben. Je mehr sie diesen Entschluß überlegte, um so mehr gewann derselbe für sich. Bei Magda's demüthigem Charakter konnte sie mit Bestimmtheit hoffen, die Herrschaft in dem Hause behaupten zu können, und sie wollte sie behaupten, denn nur dann konnte sie dafür sorgen, daß das Glück der Verhassten nicht ein ungetrübbtes war, dann konnte sie ihr stets in die Erinnerung zurückerufen, daß sie eine Dienende gewesen sei und ihr nie, nie gleichberechtigt zur Seite treten könne.

Und konnte denn ihr Schwiegerjohn an ihrer unscheinbaren Gestalt so viel Gefallen finden, daß seine Liebe von langer Dauer war? Mit ihren Augen hatte sie ihn verblendet, allein wenn diese Verblendung schwand, wenn seine Liebe abnahm und sie bei ihm wenig Schutz mehr fand, dann kam wieder die Zeit für die herrschsüchtige Frau, in der sie Gemüthung üben konnte. Und in der Hoffnung auf diese Zeit wollte sie sich gern einige Selbstbeherrschung und Beschränkung auferlegen, mochte ihr dieselbe auch schwer werden; sie besaß ja die Kunst der Verstellung.

Magda war abgereist, ohne von der Excellenz Abschied genommen zu haben. Leo selbst hatte ihr davon abgerathen, da er befürchtete, daß seine Schwiegermutter noch nicht genügende Selbstbeherrschung gewonnen haben werde. In dem Hause einer ihm befreundeten und feingebildeten Dame hatte er Magda als Bejuch angemeldet, dort sollte sie bleiben, bis er sie als seine Gattin heimführte.

Erst am folgenden Mittage kam er mit seiner Schwiegermutter wieder zusammen, und nicht ohne Spannung sah er dem Momente entgegen, denn noch hatte sie keine Vorbereitung getroffen, die darauf hindeutete, daß sie ihre Abreise vorbereite.

Die Excellenz sah sehr bleich und ernst aus, indeffen erschienen ihre Züge ruhig und ihre Haltung war eine gemessene. Leo befand sich in einer zu glücklichen Stimmung, als daß er ihr nicht freundlich entgegengetreten wäre.

„Sie haben Recht gehabt, Herr Sohn,“ sprach sie. „Man soll im Augenblicke der Erregung keinen Entschluß fassen, weil man dann nicht im Stande ist, ruhig zu erwägen. Verschiedene Rücksichten, die ich Ihnen schuldig zu sein glaube, haben mich bewogen, hier zu bleiben, vorausgesetzt, daß Sie damit einverstanden sind.“

„Gewiß bin ich damit einverstanden!“ rief der Freiherr erfreut, da ihm nichts peinlicher war, als Zwist in der eigenen Familie.

„Ich sah ein, daß ich Agathe und Roderich jetzt nicht verlassen dürfe,“ fuhr die Frau Minister fort, „und wenn mich Ihre Verlobung auch sehr — sehr überrascht hat, so werde ich mich mit dem Gedanken zu versöhnen suchen, denn nicht mir steht die Entscheidung über Ihr Lebensglück zu, sondern Ihnen selbst. Dasselbe würde ich Ihnen auch erwiedert haben, wenn Sie mich vorher über den Schritt zu Rathe gezogen hätten.“

„Ich danke Ihnen für diese ruhigen und verständlichen Ansichten,“ sprach Leo. „Sie wissen, daß ich von jeher nichts mehr als Frieden im Hause geliebt habe. Ich hoffe, Sie werden Magda mit der Zeit ebenso lieb gewinnen, wie ich; von dem Einen bin ich fest überzeugt, daß ich meinen Kindern keine bessere Mutter würde geben können.“

Die Excellenz zitterte bei diesen Worten; der Gedanke, daß Magda die Mutter der Kinder ihrer eigenen Tochter werden sollte, war unerträglich für sie — es war indeffen ihr fester Entschluß, sich zu beherrschen.

„Ich hoffe und wünsche, daß Sie sich nie täuschen werden,“ sprach sie. „Aber eine Bitte habe ich noch an Sie, Herr Sohn.“

„Sprechen Sie dieselbe aus und wenn es mir möglich ist, werde ich sie gern erfüllen.“

„Führen Sie mich in nächster Zeit mit Ihrer Verlobten noch nicht zusammen. Sie werden mich vielleicht nicht völlig begreifen, allein ich gestehe offen, daß der Gedanke, Magda als Ihre Braut anzusehen, mir noch zu neu und zu fremd ist, lassen Sie mir Zeit, mich daran zu gewöhnen und mich mit dem Geschehenen auszuöhnen, denn ich verhehle mir nicht, daß ich Ihrer Verlobten andere Rücksichten schuldig bin, als — als...“

Sie beendete ihre Worte nicht.

„Sprechen Sie es ruhig aus: als der Erzieherin!“ rief Leo lachend. „Das ist Magda ja gewesen und ich glaube nicht, daß sie sich je dieser Stellung schämen wird. Die Bitte, die Sie ausgesprochen, würde ich ohnehin erfüllt haben, denn ich sage mir selbst, daß Sie der Zeit bedürfen, um Magda gegenüber eine neue Form, die des Betrugens, zu finden. Ich denke, Magda wird dasselbe wünschen. Nun lassen Sie uns aufrichtig in Frieden leben.“

Er reichte seiner Schwiegermutter über den Tisch die Hand und halb zaghaft legte die Excellenz ihre Finger in die dargebotene Rechte.

9.

Die Verlobung des Freiherrn mit der Erzieherin seiner Kinder, die er schon in den nächsten Tagen veröffentlichte, machte das größte Aufsehen, man begriff dieselbe um so weniger, da Magda nicht hübsch war. Die bittersten Bemerkungen darüber wurden ausgesprochen, jedoch in der Weise, daß sie dem Freiherrn nicht zu Ohren kommen konnten, denn man kannte seinen leidenschaftlichen Sinn und wußte, daß er keine beleidigende Aeußerung ungestraft hingehen lassen werde.

Als einer seiner Freunde über seine Verlobung eine scherzhafte Aeußerung machte, wies er dieselbe in heftiger Weise zurück und fügte hinzu, daß er seiner Verlobten die Achtung, welche sie mit Recht beanspruchen könne, unter allen Verhältnissen zu verschaffen wissen werde.

Magda schien seit dem Tage eine ganz andere geworden zu sein. Sie kleidete sich mit der größten Sorgfalt, wenn sie auch scheinbar ihre frühere Einfachheit beibehielt; ihr Wesen war leichter und sicherer geworden, sie trug den Kopf höher, doch ohne Stolz. Von ihrer früheren Stellung schien nicht das Geringste haften geblieben zu sein, ihre Demuth hatte sich in eine ruhige Sicherheit umgewandelt.

Am meisten war Leo darüber erfreut. Wenn er Magda seinen Bekannten vorstellte, benahm sie sich mit einer solchen Ruhe und Sicherheit, als ob sie in den Kreisen aufgewachsen wäre, und durch ihr freundliches, zurückhaltendes Wesen gewann sie sich schnell Freunde, und schon nach kurzer Zeit hatten die Meisten sich mit der Verlobung des Freiherrn ausgeöhnt.

Die Excellenz vermochte das am wenigsten zu ertragen und im Stillen wirkte sie dem stets entgegen. Wenn sie Magda lobend erwähnen hörte, warf sie sicherlich ein Wort ein, welches scheinbar harmlos klang und doch den Charakter derselben verdrängte; sie ließ sogar durchleuchten, daß ihr Schwiegerjohn das Geschehene als eine Uebereilung bereits bereue und nur durch die Ehrenhaftigkeit seines Charakters zurückgehalten werde, die Verlobung wieder zu lösen.

Was sie dadurch beabsichtigte, erreichte sie nicht, weil sie wenig Freunde besaß, denn durch ihren Hochmuth hatte sie zu oft verletzt. Die Meisten gönnten ihr die Demüthigung, daß eine Erzieherin die Nachfolgerin ihrer Tochter wurde, doch hoffte sie immer noch den Sieg über Leo und Magda davon zu tragen.

Der Winter war geschwunden und der Frühling brach mit seltener Pracht herein. Wenige Tage hatten genügt, die Bäume mit Blättern und die Wiesen mit Blumen zu schmücken. Der Tag, welcher Leo und Magda für immer verbinden sollte, rückte immer näher heran.

Der Freiherr hatte für seine künftige Gemahlin die Zimmer neu und elegant einrichten lassen, und so sehr die Excellenz auch darüber erbittert war, so wagte sie doch kein Wort des Einwandes.

Mit Magda war sie noch nicht wieder zusammen gekommen, sie schien aber milder und verständlicher geworden zu sein. Sie selbst fragte den Freiherrn, ob er Magda nicht die Zimmer zeigen wolle, und als er zwei Tage später seine Verlobte zum ersten Male wieder in sein Haus führte, trat die Excellenz ihr freundlich lächelnd entgegen und reichte ihr die Hand dar.

„Ich hoffe, wir werden in Frieden mit einander leben,“ fügte sie in gewinnender Weise hinzu. „Ich würde selbst zu Ihnen gekommen sein, wenn ich nicht gewünscht hätte, Sie gerade in diesem Hause zuerst wieder zu begrüßen.“

Magda blieb ruhig, obgleich sie wußte, daß diese Worte nicht aus dem Herzen der hochmüthigen Frau kamen. Der Freiherr hatte sich durch die gewinnende Freundlichkeit seiner Schwiegermutter täuschen lassen.

Auf Magda's Wunsch fand die Hochzeit ganz in der Stille und in dem engsten Kreise statt. Leo hatte beabsichtigt, sofort mit ihr eine Reise anzutreten, Magda bat ihn aber, davon abzulassen.

„Daß uns hier bleiben,“ bat sie. „Mit dem Tage, an welchem ich die Mutter Deiner Kinder werde, sollen sie auch wissen, daß ich es bin, und nicht jogleich von mir getrennt sein.“

Leo fügte sich gern. Es war ein glücklicher Tag für ihn, an dem er Magda als seine Gattin in ihr jetziges Heim einführte. Er war zartfühlend genug gewesen, die Dienerschaft, welche Magda als Erziehlerin gekannt hatte, vorher zu entlassen und ein anderes Dienstpersonal zu gewinnen, sie sollte sich vollständig frei und als Herrin fühlen.

In wunderbar schneller Weise fand sich Magda in das neue Verhältniß, sie war stets ruhig und zeigte in Allem die größte Bestimmtheit, als ob sie bereits Jahre lang einem großen Hause vorgestanden habe. Vom ersten Tage an übernahm sie als etwas ganz Selbstverständliches die Leitung des Hauswesens, milde und dabei doch entschieden ertheilte sie Befehle und hielt darauf, daß dieselben treu und gewissenhaft erfüllt wurden; die Dienerschaft gehorchte ihr auch gern.

Der Freiherr war glücklich darüber, er hatte befürchtet, daß Magda zu sehr in Abhängigkeit von seiner Schwiegermutter gerathen werde, und mit Genugthuung bemerkte er das Gegenteil.

Der Excellenz war plötzlich die Herrschaft aus der Hand genommen, ohne daß sie recht begriff, wie es geschehen. Das Unerwartete schien sie anfangs zu lähmen, die Klugheit ließ sie ihren Groll gegen Magda noch beherrschen, sie wartete auf eine Gelegenheit, bei der sich die junge Frau eine Blöße geben werde, um diese dann zu benutzen. Das Gesohfte trat jedoch nicht ein.

Sie versuchte nun, um die Herrschaft wieder zu gewinnen, Magda's Anordnungen zu durchkreuzen, was ihr aber nicht gelang, da die Dienerschaft ihrer Herrin unbedingt gehorchte. Die Heftigkeit ihres Hasses ließ die hochmüthige Frau endlich jede Selbstbeherrschung vergessen.

In befehlendem Ton ertheilte sie dem Diener eines Tages einen Auftrag; ruhig erwiederte derselbe, daß die gnädige Frau es bereits anders bestimmt habe.

Dieser Widerspruch brachte die Frau Minister zum Aussetzen.

„Ich befehle, daß es so geschieht!“ sprach sie. Der Diener zögerte.

„Hören Sie nicht, was ich Ihnen gesagt habe?“ fuhr sie heftig fort.

„Ich muß zunächst die gnädige Frau fragen, ob sie es erlaubt,“ gab der Diener zur Antwort.

„Wen?“ rief die Excellenz heftig.

„Die gnädige Frau,“ wiederholte der Diener.

„Haha! Die gnädige Frau, die selbst als Dienerin unter mir gestanden hat!“ rief die Frau Minister, sich selbst vergebend und in ihrer Erregung sich nicht mehr kennend.

Ein Zufall hatte Leo und Magda in demselben Augenblicke in das offenstehende Nebenzimmer geführt, sie hörten die Worte. Aufgebracht wollte Leo einschreiten, Magda hielt ihn zurück.

„Bitte, laß mich selbst antworten,“ sprach sie und trat, von Leo begleitet, näher.

Die Excellenz erbleichte, als sie beide erblickte und nicht in Zweifel sein konnte, daß sie ihre Worte vernommen.

„Excellenz, Sie haben die Unwahrheit gesprochen,“ sagte Magda mit ruhigem ernstem Tone. „Nicht als Dienerin, sondern als Herrin bin ich in diesem Hause gewesen, jetzt bin ich die Herrin desselben. Sie thun, was ich Ihnen gesagt habe,“ wandte sie sich an den Diener und gab ihm ein Zeichen, das Zimmer zu verlassen.

Zum ersten Male verlor die Frau Minister vollständig die Fassung.

„Ich — ich werde Sie nie als Herrin anerkennen,“ rief sie. „So ist auch Ihres Weibens nicht länger hier, denn zwei Herrinnen kann das Haus nicht haben.“

Das war zu viel für die stolze, halb ohnmächtig sank sie auf einen Stuhl.

Leo zog Magda sanft mit sich aus dem Zimmer, er sah, wie dieselbe erbleicht war, fühlte, wie sie erregt zitterte.

„Ich konnte nicht anders handeln, Leo,“ sprach Magda, ihren Gatten bittend ansehend.

„Rein, nein!“ rief der Freiherr. „Ich bin Dir dankbar, weil Du nicht vergessen hast, daß Du meine Gattin und die Herrin in diesem Hause bist!“

Er umfaßte sie innig und suchte die Blässe von ihren Wangen zu küssen.

„Für unser Glück ist es am Besten so,“ sprach Magda tief aufathmend. „Was ich gewesen bin, werde ich nie vergessen, um mich stets daran zu erinnern, wie viel ich Dir zu danken habe. Mit Deiner Schwiegermutter kann ich mich niemals ansöhnen, weil ich zu viel durch sie gelitten habe.“

„Denke nicht mehr daran,“ bat Leo beruhigend. „Ich habe Dir einst versprochen, Dich zu schützen und zu schirmen, das Wort halte ich, denn ich schütze zugleich mein eigenes Glück!“

Die Excellenz reiste noch an demselben Tage für immer ab und als sie geschieden war, es, als wenn nach einem stürmischen Gewitter der Himmel sich klärt und die Sonne wieder hervorbricht; die Luft ist so rein und erfrischend, die Brust athmet freier und leichter, der in der Ferne langsam verhallende Donner erhöht noch das Gefühl der Sicherheit nach überstandener Gefahr, ein erfrishtes Grün lacht uns entgegen und in den Baumwipfeln singen die Vögel wieder lustig in den sonnigen Tag hinein!

E n d e.

Beim Frühstück.

(Zur Illustration.)



Durchs Fenster blickt das weiße Morgenlicht. Vom üppigen Teppich schweben müde noch Die Stäubchen in die sonnigen Gardinen. Und morgenröthlich haucht des Kamines Marmor Und der Tapeten zarte Seidenmuster. Doch traulich zieht und wärzig durch's Gemach Der Duft des braunen Trantess der Levante Vom Tische, wo auf blendendem Gedeck Das theure Porzellan von Sèvres schimmert. Ihr lebt nicht übel, werther Citonen, Hört Ihr? — Er hört nicht. Schläfrig-erst das Begrabend in die Binde, sent das mahn'ge Haupt Er auf die Zeitung nieder, und mich dünkt, Er werd' im nächsten Augenblicke — gähnen! Vermeßener Gedanke. Schweife lieber In dieses Weibes reizend schlanker Bildung, Die lust den Trant sich in die Tasse gießt. Mehr Grazie kann Sie nicht entfalten,

Wenn sie den Göttern dient mit süßem Nektar! Wie üppig dunzelt von dem feinen Haupt Sich das Gelock zum weißen Nacken schlängelt! Wie schmeichelnd weich des Kleides Wellen fließen, Das unter'm Busen locker nur das Band schürzt, Und wie köstlich die tolle Göttin Mode Die Feder auf das Häubchen ihr gesteckt hat! Die Kanne kiert, und tosend leht das Windspiel Den spitzen Kopf anblickend an die Schöne, Und ihre Glodensstimme hör' ich schwellen: „Die dumme Zeitung! Laßt uns plaudern, Bürger; Die Vögel zwitschern, wenn sie aufgewacht, Ihr aber sitzt und schweigt und lest die Zeitung. Wie emmant! Hat sie zwei rothe Lippen, Und schwagen die so lustig denn wie meine? Hat sie zwei braune Augen, Liebe blügend? Ich höre nichts, als daß sie garstig knistert!“ Doch ungerührt verjezt der Citonen: „Madame, Berichte von dem ersten Conjur! Gewalt'ge Dinge, die sich vorbereiten! Höchst wichtig ist die Post! Nur fünf Minuten —“ Und seufzend sinkt sie in den Sessel nieder, Und schürft den Trant, und traut den Kopf des Hundes. Doch aus den fünf Minuten werden dreißig. „Ha, endlich! Nun — was ist denn Wichtiges Passirt, mon cher, das mich zu Langeweile Verurtheilt hat drei volle Viertelstunden?“ „Nichts von Belang, was Euch interessirte; Die Dinge liegen noch nicht klar genug. Doch morgen, hoff' ich, kommt genau're Nachricht. Adieu, mon ange, mich rufen die Geschäfte!“ — „Fort ist er, der Barbar!“ — „Sie seuffzen, Gnädigste?“ „Ach Gott! so machen's ja die Männer alle!“

B. B.

Plaudereien.

Ein Majestätsgeuch. In einer der reizendsten Villen in Gmunden waltet zur Sommerzeit als liebenswürdige Hausfrau eine dereinst vielgeleitete Künstlerin, die seit einer Reihe von Jahren den Vorber mit der Grafentochter veräußert hat. Ein Aesoblat blühend frischer Mädchen spielt um die jugendliche Mutter. Froher Jubel herrschte den ganzen Sommer im gräflichen Kreise, als es hieß, die Kaiserin von Oesterreich werde bei ihrer Reise nach Baiern Gmunden berühren und somit den Kindern Gelegenheit geben, sie zu sehen. Da verbreitete zur großen Betrübniß der Kleinen sich die Kunde, die hohe Frau hätte ihre Reiseroute geändert und würde Gmunden nicht passieren. Namentlich das jüngste der Mädchen, ein reizendes Kind von sieben Jahren, war untröstlich.

„Ob es wol auch erlaubt ist, an die Kaiserin zu schreiben?“ fragte die Kleine einige Tage darauf beim Frühstück. Aus erstem Munde erklang die verneinende Antwort; da rief das Kind weinend: „Und ich hab's doch gethan!“ Befürzung herrschte im Hause, als die Kleine ferner gestand, es hätte einen „an die Kaiserin von Oesterreich“ adressirten Brief nachfolgenden Inhalts beim Spazierengehen in den Postbriefkasten geschoben:

„Liebe Kaiserin! Ich habe mich so gefreut, Dich zu sehen, und es ist mir sehr leid, daß Du nicht kommen willst. Trachte doch, es so einzurichten, daß Du durch Gmunden kommst, damit ich Dich sehen kann.“

Ein Dich liebendes Kind. Tags darauf erhielt die Bahnverwaltung in Gmunden telegraphische Ordre, bei der Durchreise der Kaiserin allen Kindern den Zutritt in den Bahnhof zu gestatten.

Ein weiblicher Senat. Der römische Kaiser Antonius Papiogabalus, der vom Jahre 218—222 n. Chr. den Thron inne hatte und bekanntlich einer der verruchtesten Narren gewesen ist, die je zur Herrschaft gelangten, zählt zu seinen Regierungschöpfungen die Stiftung eines weiblichen Senats. Dieser weibliche Senat hielt seine regelmäßigen Sitzungen in dem Palast auf dem quirinalischen Hügel in Rom und entwickelte in der Gesetzgebung eine ganz außerordentliche Thätigkeit. Die sozialen Verhältnisse des weiblichen Geschlechts in Rom, die bis dahin wesentlich vom Herkommen und den subjectiven Anschauungen Einzelner abhängig gewesen waren, wurden durch diese Gesetzgebung fest geregelt. Auf das Sorgfältigste und Genaueste ward bestimmt, wie sich die Frauen eines jeden Standes zu kleiden, welche Frau auf der Straße der andern auszuweichen, welche auf den Kopf der Begegnenden Anspruch zu machen habe; nicht minder wurde festgesetzt, welche Frau der Equipagen, welche der Zelter, welche der Mantliere sich bedienen dürfe, wenn ein Mantliher- oder Ochsengepann aufstehe, und für diejenigen, die sich der Säntien bedienen, gab es genaue Vorschriften, inwiefern sie dieselben mit Eisen, Silber und Gold auslegen oder mit Pelz verbrämen dürften; ja sogar über das Schuhwerk und die Verzierung desselben mit Gold und Edelsteinen gab es besondere Gesetze. Der Geschichtschreiber Aelius Lampridius, der darüber berichtet, spottet über diese Richtung der Gesetzgebung und findet sie lächerlich — und wie viel Kummer, wie viel Leid und Haß mag durch dieselbe in jenen Tagen hervorgerufen worden sein! Man stelle sich nur einmal vor, es würden bei uns plötzlich Reichsgesetze erlassen, wodurch den Referendaren und Assessoren der Grad, den Geheimrathstöchtern die Chignons und den Offiziersdamen unter Stabsrang die Tunitas verboten würden — würde die Aufregung nicht viel, unendlich viel größer sein, als der weltbewegendsten, politischen Frage gegenüber?

Der Händedruck. Die Höflichkeit, die echte, rechte, jene Höflichkeit des Herzens, welche der Liebe verwandt ist, wie die Liebe, ein ursprünglich innerer Besitz, der von innen nach außen wirkt, aus Güte, Wohlwollen, Wärme, Bescheidenheit und Großmuth hervorgeht und eine milde, wohlthunende Atmosphäre um den Menschen zu verbreiten weiß. Es läßt sich behaupten, daß es in Bezug auf gute Lebensart keinen zweifelhaften Fall gibt — nicht einen — welcher nicht sofort seine Lösung fände, wenn dieselbe, je nach Umständen, mit Bescheidenheit, Wohlwollen, Großmuth, Liebe oder Güte gesucht würde.

Soll z. B. ein junges Mädchen einer verheiratheten Frau zuerst die Hand reichen? Man wird zugeben müssen, daß die Antworten hierauf gerade so verschieden sein können, wie die Fälle, die man vorlegt.

Ist die fragliche Dame in unseren Jahren, ist sie älter oder jünger, ist sie uns fremd oder mehr oder weniger bekannt? Wenn es eine ältere oder dem jungen Mädchen weniger bekannte Frau ist, wird es schon die Beschei-

denheit der Jüngern sagen, daß es respectvoller ist, abzuwarten, ob ihr die Hand gereicht wird, und daß es nicht tactvoll wäre, dies zuerst zu thun.

Ist aber die ältere Frau, gleichviel ob alt oder fremd, vielleicht in einer sogenannten untergeordneten Stellung, abhängig, unglücklich, so wird die Güte oder auch nur das Wohlwollen des Herzens in dem jungen Mädchen ganz von selbst den Wunsch erregen, sich dieser Person wohlthunend an die Seite zu stellen, indem sie ihr die warme Hand entgegenreckt. Hier sind also für denselben Fall gleich zwei entgegengesetzte Lösungen.

Daß ein junges Mädchen unbeanstandet ihre Hand in die eines Herrn legen, welcher sie ihr reicht, und mit jedem Herren einen Händedruck wechseln? Diesmal wird es nicht nur zwei Antworten auf eine Frage geben — sondern entschieden just so viele Antworten, wie vorliegende Fälle.

Wir sind überzeugt, daß im Princip ein Mann von Erziehung und gesellschaftlicher Form einer jungen Dame die Hand nicht reichen wird. Ein Mann aber, den das junge Mädchen als Freund des Hauses oder der Familie betrachtet darf, kann demselben ebenso ruhig und berechtigt die Hand reichen, wie es dieselbe annehmen. Ein Herr, welcher der Dame verwandt ist, wird ihr die Hand reichen können und sie selbstverständlich den Händedruck freundlich erwidern. In solchen Fällen, wo es sich um oberflächliche Bekannte des Hauses handelt, die eitel und anmaßend, sich zu Freiheiten der Form berechtigt meinen, kurz um Herren von mangelhafter gesellschaftlicher Erziehung, wird das Zeichnen der Vertraulichkeit erst zurückzuzweifen sein, ohne sich dabei steif oder prüde zu benehmen.

Isabellen-Heimath zu Long-Island. Obwohl wir die socialen Verhältnisse Amerikas nicht in allzu rosigem Lichte erblicken, so müssen wir doch dem dort herrschenden Wohlthätigkeitsfinn unsere Bewunderung zollen. Den Namen Peabody und Couitts gefällt sich der von Isabella Odenborfer, einer jungen Dame, welche ihr Vermögen zur Gründung eines Versorgungshauses für eingewanderte deutsche Frauen in höherem Alter — die nicht mehr arbeitsfähig und doch nicht krank sind, um in ein Hospital aufgenommen werden zu können — bestimmte. Leider konnte sich Isabella selber der Ausführung ihres Planes nicht mehr erfreuen, der der Tod sie von ihrem edlen Wirken abrief, doch ist die Mutter der Verstorbenen bemüht gewesen, den Wunsch der Tochter zu erfüllen, und hat die „Isabella-Heimath“ im Mai d. J. bereits ihr erstes Stiftungsfest gefeiert, nachdem ein Jahr zuvor zu Long-Island in freundlicher Lage ein stattliches Gebäude mit vielen geräumigen, gut ventilirten, bequem eingerichteten und mit Gas und Wasserleitung versehenen Zimmern, in welchem verlassene ältere Frauen unter den billigen Bedingungen ein Unterkommen finden, eingeweiht wurde. Das Haus ist von einem wohlgepflegten Garten umgeben, der den Inwohnerinnen einen angenehmen Aufenthalt im Freien gewährt und die Wirtschaft mit Gemüse und Obst versorgt. Der Besucher der „Isabella-Heimath“ wird höchlichst befriedigt, sowohl durch die ganze Einrichtung, wie durch den heiteren Ausdruck in den Gesichtern der alten Mütterchen, die hier ihren Lebensabend sorgenfrei beschließen können und deren einstweilen vierzehn, aus den verschiedensten Theilen Deutschlands stammend, bereits Aufnahme gefunden haben.

Auflösung des Nebels Seite 376. „Distanzermesser.“

Correspondenz.

Literatur und Kunst. Fast kein Gebiet unserer Literatur ist heute reicher befruchtet als das der Erziehung, vorzugsweise der medicinisch-pädagogischen, nachdem mehr und mehr die Einsicht gewonnen wurde, daß nicht die Bildung der Seele und des Geistes allein, daß auch die Pflege des Körpers, die richtige Hygiene, von der Muttermilch an hinzukommen müsse, um einen normalen, d. h. an Leib und Seele geübten Menschen zu gewinnen. In diesem Sinne sind auch die uns zur Besprechung vorliegenden Bücher, den Gegenstand mehr oder weniger eingehend behandelnd, geschrieben. Prof. Dr. Steiner und der Stabsarzt Dr. Schaper geben ihre „Rathschläge“ über „Kinderpflege“ (Prag und Hannover) vom rein ärztlichen Standpunkte aus. Nahrung, Bad und Kleidung sind die drei wichtigsten Factoren, die sie veranlassen, ihre speciellen und sehr zu erwägenden Erfahrungen darzulegen. — Frau Vertha Meyer erweitert durch ihre wohlgemeinten Sermonen in dem Buche „Von der Wiege bis zur Schule“ (Berlin, Edwin Staude) nach der erzieherischen Seite das Thema an der Hand Friedrich Fröbel's. Sie nimmt die Beschäftigung der Kinder als Erziehungsmittel auf, aber allerdings nur „fröbelisch“. — In dem Tagebuch eines Vaters, „Das Kind“ (Leipzig, Hartung u. Sohn), wird derselbe Gang vom ersten Schrei bis zum ersten Schullernen durchgemacht, nur concentrirt sich hier Alles auf den einen Gegenstand, auf den Liebling des Herzens, das eigene Kind, wobei einige Ueberschwänglichkeiten mit in den Kauf genommen werden müssen. — Ein Erziehungsbuch anderer Art ist das „Brevier der guten Gesellschaft“ von Fr. v. Hohenhaußen (O. Spamer's Verlag), welches Vorschriften für alle Fälle, in denen Toiletten- und Anstandsfragen zu lösen sind, gibt — ein Leitfadens durch die bunte Welt der Sitten und Gebräuche der vornehmen Birkel. Noch ein zweites Werk der weiterfahrenden und febergewanten Schriftstellerin: „Der Roman des Lebens“ (Leipzig, Schilde's Verlag) bietet eine Sammlung von Novellen, welche frisch und flott geschrieben und mit seltsamen Abenteuern gewürzt sind, in denen aber eine Ader von Humor pulst. — Eine Anthologie von „Sprich- und Wahrwörtern über Liebe, Eirath und Ehe“ bietet Ernst Leifner (Berlin, Württemberg's Verlag) mit eigenen und fremden Glossen. Aussprüche aller Völker bis in die ältesten Zeiten hinab sind in diesem Album für Mädchen und Frauen mit großem Fleiß zusammengestellt. Sie bestätigen, daß es zu allen Zeiten Dichter der Liebe und Kritiker der Frauen gab und daß das Kapitel ein unerhöpliches bis auf den heutigen Tag geblieben ist. — Ein Bündchen „Lyrische Gedichte“ von Betty Doreux (Wien, Hartleben) enthält viel Hartes und Tiefempfundenes. — Specieil für den Weihnachtsfest jubelnd ist die „Christfestgedichte“, von H. Feil (Spamer's Verlag), in denen Feen und Tannenbäume, Knecht Ruprecht, der heilige Nicolaus und andere, zur Weihnachtszeit stets mit gleichem Interesse begrüßte Erscheinungen auftreten. Neben den vom Herausgeber selbst verfaßten Beiträgen sind Auszüge aus den Werken anderer Dichter, wie Jean Paul, Andersen, Vog, Wachenhufen, G. Klette, Herlosim u. gegeben. Das Buch ist mehr für Erwachsene als für Kinder bestimmt und von den Ersteren auszuwählen, was für die Kleinen sich eignet. — Ein echtes und rechtliches Bilder- und Lebehuch für Kinder sind die „Schulbilder aus dem Thierleben der Heimath“, von G. Große (Leipzig, Leon Douffet). Die Jugend wird darin mit den heimischen Thieren in Haus und Hof, Feld und Wald, ihren Eigenschaften und Nützlichkeiten vertraut gemacht. Den Schluss bildet ein Anhang von interessanten Thiergeschichten. — Die große illustrierte Chronik der Arbeit aller Völker und Zeiten, das im Spamer'schen Verlag erscheinende „Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien“ liegt in den ersten drei Bänden seiner sieben Bände vielfach verbesserten, vermehrten und vervollständigten Ausgabe vor. Keine Nation der Welt hat ein ähnliches Werk aufzuweisen, gleichwerthig an Vielseitigkeit und Gediegenheit des Inhaltes, wie an reicher, künstlerischer Ausstattung. Wir kennen keine literarische Erfindung, in welcher die Verbindung des Nützlichen mit dem Angenehmen mehr zur Wahrheit geworden, als in diesem Prachtwerk; kaum kann ein ähnliches sich rühmen, bei Alt und Jung gleich willkommen zu sein. Wir begnügen uns heute das Buch der Erfindungen als werthvolles Festgeschenk in Erinnerung zu bringen und geben bei späterer Gelegenheit eingehender auf dasselbe zurückzukommen. — Der bekannte Augenheiler-Verlag von Ferdinand Hart und Sohn (Leipzig) bietet vier neue Werke zur Weihnachtsfeier der Kinder, halberwachsenen Mädchen und Knaben: „Theater“ mit leicht ausführbaren Stücken für verschiedene Altersstufen, von Auguste Franz u. A.; „Fährungen“, von Nofalie Koch; „Bater Carlet's Pflegekind“, von Clementine Helm und „Pompeji und die Pompejaner“, von Heinrich von Webell. Die drei ersten Schriften durchweht ein religiöser Geist: Wohlthätigkeitsfinn, Gerechtigkeitssinn, Dankbarkeit und Pflichttreue sind die Motive der Handlung, die stets zu gutem und lohnendem Ausgang führen. Die letzte Schrift ist aus der unmittelbaren Anschauung des Verfassers hervorgegangen und gibt ein deutliches Bild von den Trümmern der ausgegrabenen Stadt, einen kunsthistorischen Ueberblick von einst Gewesenem und noch Erhaltenem. Die klare Darstellungsweise, die sich erst von aller archäologischen Gelehrsamkeit hält, macht das Buch zu einer ebenso belehrenden wie angenehmen Lectüre selbst für die Frauenwelt. Sämmtliche Werke sind durch zweckentsprechende, sehr gut ausgeführte Holzschnitte geziert und auch außerdem würdig ausgestattet. — Seit Jahren bringt das „Berliner Fremdenblatt“ seinen Leserinnen täglich Kochrecepte, dreifache Selbstgeheil für große, mittlere und einfache Haushaltungen, dem Tage und der Jahreszeit angemessen, die, von kundiger Hand mitgetheilt, sich allgemeiner Be-

liebsten erfreuen und oft schon den Wunsch erregt haben, daß man sie sammeln und in ein Buch bringe. Es ist dies nun von Seiten der Herausgeberin der landwirthschaftlichen Frauenzeitung, Christiane Steinbrecher, geschehen, nicht ohne daß die Herausgeberin den Receptenschatz durch ihre reichen Erfahrungen in Haushalt und Küche erweiterte und ergänzte. Es bringt das „Koch- und Wirtschaftsbuch“, nach einer Einleitung über die Reform in Küche und Haushalt, einen dreifachen Speisezettel für jeden Tag des Jahres, so daß die heilige, täglich wiederkehrende Frage: „Was werden wir morgen kochen?“ in diesem Buch zur Befriedigung aller Ansprüche gelöst werden wird. Selbstredend fehlt es dabei nicht an Vorschriften für Getränke, zur Herstellung von Conserven und an allerlei Wirtschaftsecepten. Als besonderes Verdienst ist der Verfasserin der Kochrecepte die geschickte Verwerthung der *beaux restes* anzurechnen, und so kann sie des Dankes sparsamer Hausfrauen sicher sein. Das empfehlenswerthe Buch erhebt sich in der Verlage der Liebel'schen Buchhandlung in Berlin. — Das Handarbeitskapitel behandelt: E. Horn (Stuttgart, Grüninger), E. W. Schulz (Frankfurt a. M., N. Vais), F. Legorju (Kassel, Th. Kay), M. Keller (Kempten, G. Heilein), M. Beeg (Münster, J. Zeiler). Die Ersteren beschränken sich darauf, den Handarbeitsunterricht in gebräuchlicher Sprache als Klassenunterricht theoretisch darzustellen, die beiden Letzteren gehen über diese Grenze hinaus, indem sie die Errichtung von „Frauenarbeitschulen“ in Verbindung mit dem Zeichen- und Kunstunterricht fordern und sich an die neuesten kunstgewerblichen Bestrebungen anschließen. — Vorliebe aller Stilarten, von der Antike bis zur neuesten Zeit, enthalten die „Vorlagen für Ornamentmalerei“, von Elisabeth Hübler (Leipzig, Arnoldische Buchhandlung), mit verständigster Auswahl und sauberer Ausführung mit Farbanzeige. — In dem gleichen Verlage sind auch die „Blumenstränge“, von Marie v. Reichenbach, und die „Kleinen Vorlagen für das Malen von Blumen und Früchten“, von Marie Kemm, erschienen. Bei beiden Werken ist der Farbendruck zu rühmen und die treue Wiedergabe der Natur in den Blumen- und Fruchtstücken anzuerkennen, jedoch sind sie für ornamentale Zwecke weniger geeignet, mehr zu Studien in der Blumenmalerei. — Von dem richtigen Gesichtspunkte ausgehend, daß Mädchen für die Kinderwelt durch nichts anderes zu erziehen sind, hat die Verlagsbuchhandlung von K. Schöke in Leipzig eine Sammlung — neueren Schriftstellers nachzählbare und von guten Farbenbildern unterstützte — Märchen veranfaßt, deren drei ersten: „Brinschens Zauberhexen“, „Der kleine Hund“ und „Der falsche Prinz“ vorliegen. Der Zweck ist ein guter, die Ausübung zu loben, doch ist zu wünschen, daß die alten deutschen Volksmärchen in die engere Wahl kommen möchten. — Einen Schatz von trefflich gewählten, geistigen Anregungen bietet die unter dem Titel „Knaummandeln und harte Rüsse“ (eben bei W. Nischke in Stuttgart erschienene Sammlung von Lebensbeschreibungen, arithmetischen Aufgaben und Scherzen, Räthseln und Spielen, von Dr. Rob. Löwde, auf die wir später zurückkommen werden, und heute nur als eine wertvolle Weihnachtsgabe empfehlen wollen. — „Aus dem Leben“ ist eine Sammlung humoristischer Erzählungen von Gustav Gutschmidt benannt, welche das Berliner Phototypische Institut (Jacobi-Prager) in unveränderlichem Lichtdruck herstellte. Diese Skizzen des beliebten Künstlers tragen ihren Titel mit Fug, denn alle ihre Motive sind durchaus realistisch, der heiteren Seite des Lebens entnommen und können in ihrer treffenden Charakteristik humoristische Wirkung nicht verfehlen. Real-Boetisches vorzuführen, wie in den Skizzen Pentich's, hat Herr Gutschmidt nicht beabsichtigt, seine Gestalten gehören einer anderen realistischen Sphäre an, treten uns aber nicht minder plastisch-individuell entgegen. Die gefällige Ausstattung seitens der Verlagsbuchhandlung wird dazu beitragen, das Wohlgefallen an diesen heiteren Skizzen zu erhöhen. — „Durch's deutsche Land“ (Berlin, Alexander Dunder) schließt mit der fünften und letzten Lieferung den ersten Band. Die malerischen Städte aus Deutschland und Oesterreich führen den Zuschauer und Leser von einem deutschen Strom zum andern: an der Donau findet er diesmal im Herzen der großen Kaiserstadt den mächtigen Stephansthurm, das Kloster Melk und die einsam auf felsigen Gestein thronende alte Burgvine Spitze; am Rhein den ehemaligen Bischofssitz von Ridesheim mit dem schönen Renaissance-Portal, das freundliche Städtchen Lins, dessen schlanke Thürme und letzten architektonischen Reste mittelalterlicher Städte-Befestigungen, die wohlthätige Ruine der einmaligen Fälscherarbeit Limburg, in den Bogen der Kapelle zu Molsheim im Renaissancestil, an der Kolossalbau die Thürme des Grabstein, seinen Dom und seine alte Kaiserburg, aus einem Kranz grünen Laubwerks hervorstachend, die märkische Spree-Landschaft, der Müggelsee, am Kieler Hafen endlich ein Stück der Altstadt Kiel mit seinen engen, wie die mittelalterliche Kirche zusammengedrängten, grauen Gassen. Die Wanderung ist erhellend und lohnend, bietet das vaterländische Interesse und lehrt Land und Leute liebe gewinnen. — Wie trante Freunde begrüssen uns „Die Alten“ von Reichenau. Die Leute haben wir alle gekannt, sie haben neben uns gelebt, gewirkt — und auch wol von uns geschieden. An ihrer Liebe haben wir uns erfreut, an ihren Charakteren uns erbaut und über ihren gemeinen Humor die Grillen vergessen. — „Weil's mit freit!“ nennt Karl Fiedler eine Reihe neuer Gedichte in oberbayerischer Mundart. Stielverlangt in der Vorrede zu seinem Werke, daß der Dialekt-Dichter die Landleute nicht schämden solle, wie er sie ideal aufsaßt, sondern wie sie wirklich sind und fernige Leute sind die Helden seiner Gedichte, von treffendem Wit, manchmal ein wenig verb, dafür aber grundehrlich, sie haben Alle das Herz auf dem rechten Fleck und — „uns har's a g'reut!“ — Weitab von allem Lärm der Welt und fern von dem Getöse großer Städte führt uns Julius Rodenberg. Er läßt uns sein „Stilleben aus Sylt“ mittheilen. Wir haben wir es Frieden und Ruhe empfinden und aus dem frischen Dufte des ewig bewegten Meeres neue Kraft gezogen. Willig folgten wir ihm über die weichen Dünen bei seinen Besuchen auf fremden Inseln, ja zu dem Allererstehenden Wulf Manne und weit hinaus bis zu jenem oben Erlante, wo er das weite Meer vor sich, um sich hatte und allein war mit sich — und Gott. — Ganz anders Monieur Alphons Dauter; er führt uns mit seinem preisgekrönten Werke „Jad“ mitten in den turbulenten Karm der französischen Weltstadt; er läßt an uns alle die wild-erregenden craisen Bilder vorübergehen, an denen die Geschichte seines Heimatlandes so reich ist. Das Werk ist stilistisch brillant; es interessiert, aber es läßt unbefriedigt. — Für alle diejenigen, die Homer's Werke nicht im Originalen lesen wollen, oder — können, schuf Ferdinand Schmidt eine deutsche Bearbeitung der „Odyssee“, die G. Wartsch mit Bildern versehen. Aus der Nahe des Stoffes sonderte der Autor in gekürzter Kürze die hauptsächlichsten Momente der Gesänge und gab sie einfach und faßlich in Prosa wieder. — Der allzeit geschäftigen Damenwelt empfiehlt sich der elegante Trowig'sche Damenkalen der für 1877, wir finden in ihm neben anspredenden Gedichten, nützlichen Tabellen zc. auch Kubriken für Einnahmen und Ausgaben, bei denen wir die ersten stets überfüllt wünschen. — In gleicher Weise nützlich ausgestattet und mit anregenden Erzählungen versehen sind: Der „Neue Deutsche Reichskalender“ und der „Gesellschaftler“, Volkskalender pro 1877. — Jos. Cal. Poestion in Wien lieferte einen lehrreichen Beitrag zur Geschichte der Frauenliteratur durch Schilderung der „Griechischen Dichtersinnen“. Dafür auf reiche philologische Studien, macht uns der Autor mit einer Reihe Dichtersinnen bekannt, von denen die größte Anzahl im Alterthume einen sehr bedeutenden Ruf genoss. — Lord Byron. Eine Autobiographie (Byron's Prosa). Von Eduard Engel. Berlin. Stübische Buchhandlung. Zweite Auflage. Wir können dies von uns schon einmal angezeigte, jedoch in 2. Auflage erscheinende Werk, welches die prächtige Prosa des großen englischen Dichters enthält, wegen seines literarhistorischen wie auch allgemein interessanten Inhalts als treffliches Geschenk empfehlen. Die Ausstattung ist eide dem Inhalt entsprechende, sehr geschmackvolle.

Toilette, Mode, Handarbeit. Frau von B. in F. Der Stoff wird vielleicht in kurzer Zeit nothgedrängt und dann werthvoll sein, während es jetzt weder der Schnittform noch Garnitur gelingen würde, diesen Zweck zu erreichen. — A. G. in W. Wir bitten, die gewünschte Form näher zu bezeichnen. — C. v. W. in G. Eine der nächsten Arbeitsnummern bringt die gewünschte Schnittform zur Ansicht. Seite 329 veranschaulicht einen garnirten Unterober. — Handen können wir für die nächste Zeit in Aussicht stellen. — Ein Abonnent in der Lausitz. Seite 168 und 169 d. J. brachte bereits eine große Auswahl von Kinderarbeiten. — Abonnentin in Berlin. Felzgarituren sind nicht von der Tauertollette ausgeschlossen; man wählt sie allerdings schwarz oder grau. — M. v. A. in W. Für derartige einfache Dessins können wir den viel beanspruchten Raum nicht zur Verfügung stellen. — Eine für Viele. Können Sie uns eine kurze Zeit, um die dringenden Anforderungen zu erledigen, dann wollen wir uns auch Ihres Wunsches erinnern. — L. v. N. in W. Die Roden accommodiren sich nach unserer unmaßgeblichen Ansicht jeder Körpercomplexion. Selbstredend wählt eine ohnehin umfangreiche Dame die einfacheren Schnittformen. — M. v. N. geb. W. Wenden Sie sich hieselbst an den Vette-Verein, Berlin, Kömigerstraße 90, wo jede Art von weiblichen Handarbeiten angefaßt wird. — Junge Blondine aus Dresden. Für die Befähigung einer Form können wir keine Garantien übernehmen, jedenfalls ist die Einfachheit anzupfehlen. — Gretchen in Genua. Die Tapisiereinunter würden Sie in jeder Manufactur dieses Genres nach Wunsch finden und betreffs des Kleids werden Ihnen die inzwischen erschienenen Vorlagen genügt haben. — Eine achtjährige Abonnentin. Am Gesellschaftszimmer erscheint man stets mit hellen, zur mittelalten Toilette wählt man gleiche Handtücher. Nach der Reise stellt man sich von Neuem vor. Die betreffende Toilette ist zu empfehlen. — A. T. G. Der Vette-Verein (Victoria-Bazar) nimmt derartige Arbeiten an und wir rathen Ihnen, sich hieselbst direct an denselben, Kömigerstraße 90, zu wenden. Gegenfalls zu Holzmalerei hält die Kunsthandlung von Spielhagen, Berlin, Friedrichstr. 49, vorräthig. — Eine Abonnentin. Der Zwischenraum vom Mittelstück bis zur Vor-

büre ergibt sich von selbst und bedarf keiner Angabe für die Stichzahl, die wir Ihnen aber zu Ihrer Erleichterung mit 21 angeben. — S. v. O. Der Ständer wird für 21 Mark (ohne Emballage) nach jedem beliebigen Ort verschickt. — Eine übrige Brünnet. Als zuverlässigsten Rathgeber empfehlen wir Ihnen unsere Abbildungen und — den eigenen Geschmack. Bei derartigen Toilettenfragen muß die betreffende Persönlichkeit berücksichtigt werden. — F. v. O. Jedes größere Herren-Garderobegeschäft liefert den genannten Artikel. Berlin, Herrmann Hofmann, Friedrichstr. 50. — L. K. Das Spingengebe wird in starkes Bier getaucht, alsdann mit Nadeln zum Trocknen ausgespannt und nachdem es getrocknet ist, unter einem Mulltuch geklärt. — Frau C. W. Wollen Sie nicht züchtig bei vorher erschienenen Nummern einige Aufmerksamkeit schenken? — Sparame Hansraun in München. Frau Witwe Hauff, Berlin, Friedrichstr. 200, können wir empfehlen. — Unbekannte. Der Blumenständer ist für Metz 22.50 aus der Fabrik von Kelterborn, Berlin, Kochstr. 23, zu beziehen. — J. v. T. in W. Zur Altarbete nimmt man gewöhnlich starkes Leinen (sogenanntes russisches) als Fond und sticht auf dieser eine Vorbüre in Golben-Technik. Demnach erscheinen neue Dessins. — Fel. S. K. Ihre Wünsche sind zur Berücksichtigung empfohlen. — Abonnentin in N. Norwegen. Die Fabrik von Herz & Wegener, Berlin, Straalenstr. 38, liefert das gewünschte Material in bester Qualität. — S. F. Prag. Die Darstellung verschiedener Frauen wird Ihnen die Auswahl nach Ihrem Geschmack ermöglichen. — Marie W. München. Zu einer der nächsten Nummern werden Sie derartige Spitzen finden. Das vollendete Tuch spannt man mittelst Nadeln aus, seudet es an und läßt dasselbe trocknen. — Der mangelnde Raum verbietet die Schnittvorlagen mancher betreffs der Nachbildung wünschenswerthen Toiletten.

Kosmetik und Gesundheitspflege. G. W. in M. Zu den unschädlichsten weissen Schminken gehört das Zintoxyd, zu den rothen der Karmin. Die Apotheker Kopenagagens haben folgende Vorschriften zu Schminken gemeinsam angenommen: 1. weisse Schminke, 30 Gramm Zintoxyd, 250 Gramm weisse Stärke (Reismehl), 3 Tropfen Rosenöl. 2. Rother Schminke, 1 Gramm Karmin, 4 Gramm kohlenfaure Magnesia. — Abonnentin in D. Jedenfalls ist gereinigtes (säurefreies) Kalköl gemeint. — Abon. in Californien. Mme. Sumner's celebrated Balm of Roses etc. (Cleveland (Ohio) ist noch nicht über den Ocean zu uns gedrungen, wir können über seine Schädlichkeit oder Unschädlichkeit daher keine Auskunft geben. — Ein virtuelles Haarwuchsbeförderungsmitel gibt es nicht, also ist auch der Van-Kulm ein solches, er wirkt nur in vielen Fällen dem Haaransfall entgegen. — A. M. aus T. 1. Das Waschen der Haare mit einer Mischung aus gepulverter medicinischer Seife und Kreide ist die Cigarrenrauche vorzuziehen, da letztere Kohlenstoff enthält, die sich leicht in die Zahnrinnen festsetzen und nicht mehr zu entfernen sind. 2. Ciffire Githa auf Seite 230 dieses Jahrg. — K. in Berlin. Unschädliche, graues Haar echt schwarzbraun färbende Pomaden sind uns nicht bekannt. — Abonnentin in A. Es ist nicht unmöglich, daß das Tragen des Vordensignon Urtache des Haaransfalls geworden ist. — Der Jogen. Mailänder Haarbalsam von Kreller in Nürnberg ist unschädlich, er besteht aus Kirschnuß, Verbena, Chinaextract und Balsam, ist also eine gute Chinapomade. — Fr. W. in A. Einen zuverlässigen und gewissenhaften Rathgeber werden Sie in Dr. med. Hermann Klende's Buch „Der Frauenarzt“ finden. Dasselbe erschien bei G. Nummer in Leipzig und kostet 4/5 M. Es wird das Buch durch denselben Verfassers treffliche Schrift: „Die Mutter als Erzieherin ihrer Töchter und Söhne zur physischen und sittlichen Gesundheit vom ersten Kindesalter bis zur Reife“ (im gleichen Verlage erschienen, Preis 5/40 M.) ergänzt. — Cilli in New-York. Schent's Mandrake Pill sollen ein Universalmittel sein, sind mithin nichts werth, denn ein Mittel, das alle Krankheiten curirt, gibt es nicht. Die Pillen enthalten Cananepfeffer, bitteres Extract und etwas gewöhnliches Kräuterpulver. — Besorgte Freundin in B. Der zur Gewohnheit gewordene Gebrauch von Morphinum-Einprägungen bringt alle jene Gefahren und Zufälle hervor, die der Opiumesser von Profession zu fürchten hat. Leider ist mit den Morphinum-Einprägungen in letzter Zeit ein verberberlicher Lufig getrieben worden, an dem die Letzte nicht ohne Schuld sind. Ein Arzt, der bei jedem leichten Schmerz dem Verlangen des Patienten nach der betäubenden Morphinumlösung nachgibt, oder gar duldet, daß der Patient selbst nach Bedürfnis und Verlangen die Morphinumpräge anwende, ist kein Freund der Patienten. Selbst der sehr milde urtheilende Leibarzt Dr. A. Fiedler in Dresden sagt in Betreff der Morphinum-Einprägungen (Deutsche Zeitschrift für praktische Medicin 1874, Nr. 27): „... es will uns doch scheinen, als ob man in neuerer Zeit etwas gar zu freigebig damit umgehe, und den nachtheiligen Einfluß, welchen das allzühilflich angewendete Morphinum auf den Organismus ausübt, nicht selten unterschätzt.“ Sache eines tüchtigen und gewissenhaften Arztes ist es, den Patienten, der Schläve der Morphinum-Injectionen geworden ist, von dieser schrecklichen Sklaverei zu befreien. — Abonnentin in Wiesbaden. Jeden fremden Geschmack und Geruch des Mundes benimmt augenblicklich das sogenannte Scheibler'sche Mundwasser (essigsaure Thonerde-Lösung); ein weniger unangenehm schmeckendes, angenehmes und wirksames Mittel ist die Thymolösung der grünen Apotheke in Lin. Chausseestr. 21. — Doropina W. Bessere Mittel, als absolute perliche und geistige Ruhe und reichliche, fetter Kost, vermögen wir für Ihren Fall nicht anzugeben. — Käthen von Tharan. Das mildeste Mittel gegen Mieser ist eine concentrirte Boraxlösung. — Abon. aus dem westlichen Böhmen. — Emma G. in W. Die Zusammenfügung der Jogen. Clarifizierte oder Schönheitsmilch von Chiodi in Wien kennen wir nicht. — Lohje's Vitaminiheife ist eine milde Toilettenheife, gegen deren Gebrauch sich von kosmetischen Standpunkt aus nichts einwenden läßt. — Besorgte Mutter in D. Trockene Luft in den Wohn- und Schlafzimmern ist bei weitem nicht so schädlich, als eine mit Wasserdämpfen gesättigte. Wo bei schlechtem Lüften der Zimmer viele Menschen beisammen, in dem Zimmer Bäche getrocknet, gefodert oder häufig die Fußböden gewaschen, übermäßig die Luft mit Wasserdämpfen und vermindert dadurch die natürliche Wasserverdunstung der Körperoberfläche und der Lungen. Am einfachsten gibt sich die übergroße Wassermenge der Luft an den Fensterscheiben zu erkennen. Je wärmer die Luft in einem Zimmer, um so mehr vermag sie Wasser aufzunehmen, in einem geheizten Zimmer ist sie aber in steter Bewegung und gelangt daher auch in beständiger Strom an die von außen stark abgekühlten Fensterscheiben. Hier kühlte sie sich im Vorbeistreichen ab und ist dann nicht mehr im Stande, ihren ganzen Gehalt an Wasserdampf zu behalten; der Ueberschuß daran schlägt sich an den Fenstern als Wasser nieder. Wenn also die Fenster stark beschlagen, so ist dies ein Zeichen großer Wassermenge in der Luft, bleiben sie ganz trocken, ein Zeichen von Wassermangel. Häufiges Lüften durch Öffnen der Fenster und Thüren, wodurch kalte und daher weniger mit Wasser gesättigte Luft zugeführt wird, ist die beste und nützlichste genbte Abhilfe. Auch die Weidinger'schen Fallregulirösen sind als gute Ventilatoren schon aus diesem Grunde zu empfehlen. — Fr. A. in K. Die Neigung zum Nachwachen tritt in der Entwicklungsperiode nicht selten auf, verschwindet aber später gewöhnlich vollkommen. Wir empfehlen Ihnen die Anschaffung des vortrefflichen Familienbuches von Dr. med. Klende „Hauslexikon der Gesundheitslehre für Leib und Seele“ (Leipzig, G. Kummer's Verlag), in welchem Sie über diese und ähnliche Fragen Aufklärung sich verschaffen können. — W. N. in B. Die meisten der sogenannten „Geheile“ bestehen aus fettem Oel (Pflanzensamen) mit Kampher oder kampherähnlichen Oelen (Cajuputöl zc.) verlegt. In einzelnen Fällen der Erkraunung des Gehörganges können solche Mischung, wie das jeder Arzt weiß, Hilfe verschaffen, auf keinen Fall ist aber den Versicherungen der Geheimmittelhändler zu trauen und jedenfalls vorher ein Arzt zu fragen, ob er die Anwendung eines solchen Mittels gestattet. Die Ursachen der Gehörstörungen sind so mannichfach, daß zunächst der Anwendung von Heilmitteln eine gründliche Untersuchung des Leibes vorausgehen muß.

Haushalt und Küche. Fr. W. in Regensburg. Ihre Frage nach dem echten Recept zu dem auch in Deutschland liberal beliebten ungarischen Nationalgericht Gulasch, auch Gulasch, Golsch und sogar Kullasch ge'drieben, wollen wir, K. Braun's Kludereien aus Ungarn folgend, im Nachstehenden beantworten. „Das wirklich echte oder Bauern-Gulasch hat mit dem landläufigen Ragout mit gewissem pappiger Sauce nichts zu thun. Der ungarische Bauer bereitet es, indem er unter freiem Himmel einen Kessel über das Feuer stellt und frisches Ochsenfleisch in Würfelform in denselben schneidet. Auf das Fleisch wird wenig Wasser gegeben. Während des Kochens muß das Wasser verdampfen, bis auf einen Rest, der mit Salz und Paprika (rothem türkischen Pfeffer) und ein wenig Kümmel gewürzt wird und eine vortreffliche Sauce abgibt. Alles Aebrige ist vom Kessel. Auf die Gite der Paprika kommt viel an, weil leider dies Gewürz mannichfachen Verfälschungen ausgesetzt ist. Auch zwischen der echten gibt es Unterschiede, je nachdem man nur die dunkelrothe, trockene Schote mahlt oder auch die hellgelben Körner. Die auf letztere Art genommene Paprika ist nämlich feiner und besser. Sie ist an ihrer dunkeln Farbe erkennbar.“ — Dieses vortreffliche Gewürz ist, beifällig bemerkt, in der deutschen Küche, besonders in Norddeutschland wenig oder gar nicht bekannt, und zwar zum Schaden der Hausfrau, noch weniger aber gibt es dafür bei uns zuverlässige Bezugsquellen. Vielleicht, daß diese Notiz eine unerer Leserinnen in Ungarn veranlaßt, uns und damit Ihnen und vielen anderen Leserinnen des Bazar einen Gefallen zu erwiesen. In einem der ersten Berliner Delicatewareen-Geschäfte zog man auf unsere Anfrage nach Paprika einen gewiß sehr seltenen und geschätzten Schuttsälen auf, der eine röhliche, zusammengeballte und durchsichtig von Würmern zerfressene Masse barg. Ein Pfeffer, der aus Mexicowäde nicht mehr bei, sondern selbst eingemacht wurde! Den grünen Paprikaschoten, die in Ungarn wie Giffigkeiten eingemacht, auch zu Salat und, wie man uns in Pest erzählte, sogar mit Milch gekocht gegeben werden, haben wir als Eßgenießige (Bildes) keinen Geschmack abge-

winnen können. Durch das Einlegen in Essig, auch wenn letzterer durch neuen ersetzt wird, ist den Schoten der wilde (in Schließen sagt man „grünliche“) Geschmack nicht fortzunehmen. — K. Braun erwähnt neben Gulasch noch eines ungarischen Nationalgerichts ähnlicher Herstellung, des Galasze. Statt des Ochsenfleisches werden dazu Fische mit viel Salz, wenig Kümmel und viel Paprika unter fleißigem Umrühren im Kessel zur pureartigen Masse gebracht. Ein Versuch, mit unieren Fischen ein solches Gericht herzustellen, dürfte wol anzurathen sein. Bedarf zur richtigen Galasze-Suppe die ungarische Köchin auch genau sieben Sorten von Fischen, so dürfte eine freie Abweichung von dieser heiligen Zahl nicht gerade das ganze Resultat in Frage stellen, wahrlichlich dürfte aber unter den Fischen Dorsch, Bars und besonders Knaubar, als Träger des feinen Geschmacks, nicht fehlen. Die Hauptmasse könnte aus Schell, Blöhen oder dgl. bestehen. Ueberhaupt wäre für kleine und weniger werthvolle Fischsorten eine solche Art der Zubereitung die beste Verwerthung. — A. M. aus T. Ein guter Kitt für Verschönerungsgegenstände besteht aus frischem Käse (Topfen), gebranntem Kalk und etwas Eiweiß, frisch zusammengerührt und verbraucht. — D. K. in B. Receptbücher für Haus und Kleingewerbe gibt es die Menge, aber nur ein kleiner Theil derselben hält sich davon frei, gedankenlos ältere Recepte abzuschreiben und längst widerlegte Irrthümer oder überholte Vorschriften zu reproduciren. Zu der besseren Winderzahl gehört der „Technische Rathgeber“ von Dr. G. Seelhorst, Secretär am bayr. Gewerbe-Museum in Nürnberg (Verlag von Quandt & Händel); es ist ein bequemes und zuverlässiges Nachschlagewerk für den Gewerbetreibenden wie für den Dilettanten. — Fr. v. B. auf K. bei S. Tischkarten in origineller, künstlerischer Ausführung erhalten Sie bei Werner & Schumann, Berlin, Kommanbantenstr. 87. Als neuer eleganter Tafelgeschmack kann der Menu-Galter aufgeführt werden, eine kleine zierliche Vorrichtung, in Form einer Blume, eines Bouquets zc., die neben das Couvert gestellt wird und dazu dient, die Karte, auf der das Menu verzeichnet ist, aufrecht stehend zu halten, so daß letzteres dem Tischgast gewissermaßen immer vor Augen steht. Dieses kleine amerikanische Gerath ist aus Messing gefertigt und zu dem sehr wohlfeilen Preise von 2 Mark pro Duzend im Cohn'schen Magazin, Berlin, Hausvoigteiplatz 12, käuflich zu haben. — W. aus N. Perlmutter läßt sich mit dem bekannten Ritze aus 1 Theil frischem Käse (Topfen) und 5 Theilen gelochtem Kalk, frisch zusammengerührt, fitten. Ein anderer Kitt für Eisenblech und Blechmutter wird so bereitet: Man löst 1 Theil Kautschuk und 2 Theile Gelatine in 30 Theilen Wasser im Kochen auf, filtrirt heiß und dampf auf den fünften Theil der Masse ein. Dazu setzt man 1/2 Theil Spiritus, in dem man etwas Mastix gelöst hat, und gibt 1 Theil Zinkweiß zu. Der Kitt wird heiß angewendet und umgerührt. — Besorgte Mutter, kinderlichen für Petroleumheizung eingerichtet möchten wir nicht empfehlen, solche mit Spiritusheizung sind jedenfalls vorzuziehen, selbstverständlich muß jedes Brennmaterial in den Händen der Kinder überwacht werden. Sie finden solche Küchen in allen Größen und jeder Ausstattung, ebenso wie die erfragten Handwertstätten im Magazin des Hoflieferanten C. O. N. Berlin, Hausvoigteiplatz 12. — M. in Mannheim. Als Surrogat für Koffhaer werden gegenwärtig sehr verschiedenartige Pflanzensamen bei uns verarbeitet, z. B. die Blätter einer Segge (Carex brizoides), welche in Oesterreich und in einzelnen Gegenden des Großherzogthum Badens gewonnen werden. Es ist ein geringwerthiges Ersatzmittel für Koffhaer, wenig elastisch und wenig dauerhaft. Ein besseres Surrogat liefern die zerpaltenen Blätter der Juraepalme, es kommt als Crin d'Afrique oder Crin Aversing aus Algier zu uns, wo es, gewöhnlich schwarz gefärbt, als „Afric“ von den Tapetierern verwendet wird. Noch bessere Surrogate geben die drei Palmen: Ejuo, Kitool und Caragato. Die Palme Ejuo, auch Gomiti fibre genannt, stammt von der indischen Judenthalme her, auch die Palme Kitool entstammt Palmenarten. Das beste vegetabilische Koffhaer ist nach Professor Wiesner die Palme Caragato, auch Baumhaer genannt. Sie stammt von den Luftwurzeln einer im tropischen America auf Bäumen schwarzen Bromelaceae her und wird bis 22 Centimeter lang. Im Aussehen ja selbst in der Elasticität und Festigkeit kommt sie dem echten Koffhaer so nahe, daß der Laie sie von letzterem kaum zu unterscheiden vermag. Vielleicht ist die Caragato-Palme identisch mit der von Ihnen Tempon genannten mexicanischen Palme; wir können unter diesem Namen wenigstens eine andere mexicanische Palme auffinden. Jede Pflanzenfaser, auch die rothbraunliche Caragato, ist von wirklichem Koffhaer leicht zu erkennen, da das Koffhaer beim Verbrennen den eigenthümlichen Geruch nach verbranntem Horn zeigt, was bei keiner Pflanzensamer der Fall. Handelt es sich darum, ein Gewebe, was aus Koffhaer und Caragato gesponnen, zu erkennen, so muß man die Fasern einzeln ausziehen und prüfen. Selbst bei genauer Betrachtung jeder einzelnen Faser ergibt sich ein großer Unterschied zwischen edstem Koffhaer und der Caragato; letzteres besteht bekanntlich aus einfachen, letztere aus in Abständen von einigen Centimetern verzweigten Fasern. — J. S. E. Ungarn. Wenn ein Fensterglas durch längere Einwirkung der Sonnenstrahlen seine Farbe verändert hat, was gar nicht selten vorkommt, so ist, da diese Veränderung innerhalb des Glases selbst vor sich geht, eine Abhilfe durch chemische Mittel nicht möglich. Veränderungen an der Oberfläche des Glases sind durch wechselfelches Waschen des Glases mit Sodaaflösung und verdünnter Salzsäure wieder zu repariren. — Jeder gute und unverfälschte Honig bildet frisch einen durchscheinenden, dicken Syrup, der sich erst mit der Zeit in eine trübe, undurchsichtige Masse verwandelt. Leider ist der größte Theil des im Handel vorkommenden Honigs mit Stärkekleber oder Stärke syrup verfälscht. Der Schweizer Honig ist von dieser Verfälschung keineswegs frei; in Frankreich werden sehr feine, reichschmeckende Stärkehepne dargestellt, welche mit frischem Honig vermischt den süßlich bleibenden Schweizer Honig geben. Ein unverfälschter Schweizer Honig wird mit der Zeit ebenso fest, wie jeder andere unverfälschte Honig. — Frau Dr. K. in T. B. M. Schwaben verliert man durch Aufstellen von gequodertem Phosphorbrei oder einer Mischung von Boraxpulver und Zuder, welche Ihnen jeder Apotheker bereiten wird. — Noch junge „alte Abonnentin“. Der fragliche Spiegel ist wahrscheinlich nicht nach alter Weise mit Zinnamalgal belegt, sondern verfilbert. Solche Spiegel sind zwar viel schöner in der Farbe, als die Quecksilberpiegel, in denen haben sie der Nachtheil, allmählig, besonders reich aber, wenn sie der Sonne ausgesetzt sind, trübe zu werden. Die Silberfärbung verbleicht sich in unendlich die Krystallfärbung. Zu allernuester Zeit ist diesem Uebelstand durch ein eigenthümliches Verfahren (besprochen in der Berliner Industrie-Wärtter 1876, Seite 169) abgeholfen worden, welches u. A. in der Spiegelfabrik von Maugin Velur in Paris zur Anwendung kommt. — Vergoldete Spiegelrahmen reinigt man mittelst Schwamm und lauwarmem Wasser, wo dies im Stiche läßt, nimmt man einen Abjud von Quillanrinde. — O. S. Ordinare Leppiche und Stubenbeden fertigt die Fabrik von Florian G r a h n e r in Neurode (Schlesien); Haardeden, wie solche in den Magazinen und Laboratorien der deutschen Armee zur Verwendung kommen, fertigt Fritz G r a h n e r ebenfalls. — J. Z. in N. B. in Ungarn. In Betreff des lebenden Vertheilandes wird uns noch von Herrn J. W. Goußen, Lackfabrikant in Gihweiler, geschrieben, daß man die Klebrigkeit des Anstriches nachträglich dadurch heben kann, daß man den Anstrich ein- oder zweimal mit Kaltwasser abwäscht. Herr Goußen besträtigt unseren Anspruch, daß der von Ihnen verwendete Vertheiland ein schlechter (mit anderen Worten verälschter) gewesen sei und theilt uns mit, daß er nach eigener Methode einen reinen, steinhart und steckfest auftrocknenden Vertheiland anfertige, dessen Anstrich weder von Spiritus noch von heißem Wasser angegriffen werde. — G. N. in K. Wir verdanken der Güte eines Bazarleiters nachstehende Angaben über Sherry-Cobblers: 1. Dikens gibt folgendes Recept: man fülle ein großes Trinkglas voll zerriebenes Eis mit etwas Wasser, etwas Zuder, einigen Citronenscheiben, mit Sherry auf, und trinke es durch ein Zbonpfeifenrohr. 2. Ein Recept zu einem etwas schwereren und genau erprobten Cobblet ist das folgende: In die Wanne kommen: 1 Pfund feint gebohenes Zuder, 1 Pfund zerriebenes Eis, von einer Citrone die Schale ganz fein abgesehlt, 1 Flasche guter Mostel- oder Rheinwein, 1/2 Flasche Burgunder, 1/2 Flasche echter Sherry, wenn man will, 1/2 Flasche Champagner. Das Ganze lasse man eine Stunde lang stehen und trinke es dann aus den Gläsern durch Strohhalm. Ws. in H. — J. Z. in Fr. a. M. Die frählige Jogen, „Gasbeleuchtung“ besteht in erster Linie in der Herstellung von Lampen, nach Art der bekannten mit Petroleumäther (Gasolin, Ligroin, Benzol) gespeisten Ligroinlampen. Im Delicatschalter fikt ein Schwamm, der mit dem leichtflüchtigen Brennstoff getränkt wird. Als Hurlampen dienen diese Apparate ganz gute Dienste leisten. Ueber die ökonomischen Vortheile vor Petroleumlampen und Gas liegen uns keine Nachrichten vor. — M. S. in B. 1. Ein bequemes Mittel zum Aufpoliren von Möbeln finden Sie in der Jogen, „Möbelglanz“, zu haben bei G. K. a. r. i. g., Berlin, Hausvoigteiplatz 9. 2. Angorafelle lassen sich in einem lauwarmen bereitetem Abjud von Quillanrinde leicht reinigen. 3. Ist uns nicht bekannt. — Erden. F. Zum Dichten der Fenster während der Winterzeit sind die Jogen. Luftverschließungs-Cylinder recht geeignet; dieselben sind durch die Fabrik von J. Popelarsky in Wien, Stadt, Kolonnenring 12, und G. Reichnow in Berlin, Friedrichstr. 56, zu beziehen. Eine andere Art, schießt schießende Fenster zu dichten, ist folgende: Man bestreift den Rahmen des Fensters mit an der Schließkante mit Glasteig, das Fensterkreuz aber an den entsprechenden Stellen mit Kreide und schließe dann den Fenstersügel möglichst fest. Der Glasteig wird alle nicht gut schließenden Stellen ausfüllen und an den Seiten herabgedrückt werden; die überflüssigen Kitt entfernt man mit einem Messer. Die Kreide am Fensterrahmen verbindet das Anhaften des Kittes, so daß sich das Fenster ganz gut öffnen läßt. — B. A. in G. Ein leicht zu bereiterender Kitt für Holz, Glas und Metall besteht aus einer zusammengeschmolzenen Masse gleicher Gewichtsmengen von Schellack und Bismuthpulver; dieselbe wird warm aufgetragen und ist insbesondere zum Dichten von Aquarien empfohlen worden.